

Inhalt

Jan Christensen Vorwort	7
Jan Christensen Herrschaftsauftrag	9
Martin Haasler Mitgeschöpflichkeit	16
Hans-Christoph Goßmann Schöpfung im Anfang	27
Thomas Schaack Mann und Frau	36
Christa Hunzinger Schöpfung in den Psalmen.....	45
Hanna Lehming Schabbat	55
Hans-Christoph Goßmann Schönheit der Schöpfung	64
Gothart Maggaard Schöpfung im Gesangbuch	72

Heiko Naß	
Schöpfungsordnung	83
Klaus Schäfer	
Schöpfung und Erntedank	
- Vom Teilen des Brotes und der	
Ehrfurcht vor dem Leben	93
Oliver Stabenow	
Neuschöpfung – Schon jetzt aus Gottes	
neuer Schöpfung leben.....	107
Ulrike Murmann	
Gewalt gegen die Schöpfung.....	115
Die Predigerinnen und Prediger	122

Jan Christensen

Vorwort

So komplex der Klimawandel ist, so sicher ist sich mittlerweile die Wissenschaft, dass der Klimawandel die größte globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts ist. Die Folgen sind heute bereits in vielen Gebieten der Erde – insbesondere in der südlichen Hemisphäre - erheblich. Der anthropogene Effekt ist nicht zu leugnen.

Was bedeutet diese Zeitanzeige für die theologische Rede von der Schöpfung und für das Bekenntnis zu Gott, dem Schöpfer? Was meinen wir, wenn wir von Mitgeschöpfen und dem Herrschaftsauftrag sprechen? Welche Akzente unserer Tradition sind hilfreich, welche sind schwierig? Warum ist der Ruhetag die Krone der Schöpfung und wie sieht es mit deren Schönheit aus? Welche wunderbaren Schätze über die Schöpfung bewahren die Psalmen und unser Gesangbuch auf? Welche müssen wir neu ins Zentrum unseres Predigens nehmen? Welchen Schwerpunkten folgen wir im kirchlichen Leben?

Die AG Schöpfung der Klimakampagne Kirche für Klima hat mit großer Freude die Themen dieser Predigtreihe erarbeitet und alle Predigerinnen und Prediger haben spontan zugesagt. Dafür meinen herzlichen Dank.

Nach unserem Eindruck wird im Kirchenjahr außer zum Erntedank zu wenig über die Schöpfung ge-

predigt. So war mancher Aspekt der vorliegenden Reihe eine echte Herausforderung für die PredigerInnen – und so manches Mal vielleicht auch für die Gottesdienstbesucher in der Jerusalemgemeinde – auch ihnen zolle ich für ihre Geduld und so manche interessante Diskussion beim Kaffee nach dem Gottesdienst meine Hochachtung.

Jan Christensen **Herrschaftsauftrag**

Predigttext: Gen 1, 24-31

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Liebe Jerusalemgemeinde,

Wir beteten heute Morgen den 8. Psalm, der auf poetische Weise den Auftrag des Menschen zu herrschen in der Schöpfung ausdrückt:

Ps. 8,4 ff

Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk,
den Mond und die Sterne, die du bereitet hast:
Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst,
und des Menschen Kind, dass du dich seiner an-
nimmst?

Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott,
mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.
Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände
Werk,
alles hast du unter seine Füße getan:
Schafe und Rinder allzumal,
dazu auch die wilden Tiere,
die Vögel unter dem Himmel und die Fische im
Meer
und alles, was die Meere durchzieht.

Ich sehe geradezu den Psalmbeter nachts unter dem damals sternenklaren Himmelszelt stehen oh-

ne die heutige Lichtverschmutzung unserer Großstädte; zu den Sternen der Milchstrasse hinaufblickend. Wie klein der Psalmbeter sich fühlt. „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ Unfassbar, unmessbar war das Himmelszelt damals und - wenn ich ehrlich bin - heute für mich immer noch. Natürlich wissen wir heute mehr. Unsere Astronomen blicken mit mächtigsten Apparaten, von Sternwarten oder durch Satellitenfernrohren immer weiter ins Universum. Berausende Bilder werden manches Mal von den Zeitungen abgedruckt, neu entdeckte, weit entfernte Galaxien, eine Supernova, unglaublich, gigantisch nicht fassbar und nicht messbar. Wer kann sich als Entfernung auch nur ein Lichtjahr vorstellen?

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.“

Ich sehe wieder den Psalmbeter unter den Himmelszelt stehen. Was betet er da?

„Du hast den Menschen wenig niedriger gemacht als Gott?“

Ist der Psalmbeter jetzt Größenwahnsinnig geworden?

Und er setzt noch fort:

Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk,

alles hast du unter seine Füße getan:

Schafe und Rinder allzumal,

dazu auch die wilden Tiere,
die Vögel unter dem Himmel und die Fische im
Meer

und alles, was die Meere durchzieht.

So zitiert der Psalmist die Schöpfungsgeschichte
des sechsten Tages, die wir heute als erste Lesung
hörten.

Der Mensch als der Herr über die Geschöpfe, über
die Schöpfung. Kann das gut gehen?

Die Schöpfung ist nicht heilig, nicht unantastbar, sie
kann und soll vom Menschen gestaltet werden. Die
Umwelt steht nicht mehr übermächtig mit ihren Na-
turgewalten und ihren wilden Tieren dem Psalmis-
ten gegenüber, sondern er schwingt sich zu ihrem
Herrn auf. Diese Gestaltungskraft des Menschen
wird geradezu zum Kennzeichen des Menschen als
Kulturwesen.

Und was haben wir alles gestaltet in den letzten
2500 Jahren, ganz besonders in den letzten 200
Jahren.

Wir haben Dämme gebaut, Flüsse gestaut und um-
geleitet. Wir haben Boden versiegelt durch unsere
Städte und unsere Straßen. Wir haben Wälder ge-
rodet und Kulturlandschaften angelegt. Wir haben
Deiche gebaut und selbst das Meer in seine
Schranken gewiesen. Wir erforschen das All und
die Welt der Atome. Wir verändern das Erbgut von
Pflanzen und Tieren. Der Psalmist würde heute aus
dem Staunen nicht mehr herauskommen und das
Angesicht der Erde nicht wiedererkennen. Ich zweifel-
le, dass es ihm letztendlich wirklich gefallen würde.

Wenn wir uns ekeln wollen, müssen wir nur die
neuesten Nachrichten sehen und uns wird jeden
Tag aufs Neue gezeigt, welches Gift wir in unsere

Nahrung mischen und was wir unseren Tieren zum Futter geben: War es vor Jahren das Tiermehl aus tierischen Kadavern, das wir unseren Kühen zu fressen gaben, sodass sie an BSE starben, so sind es jetzt technische Fette mit Dioxin verseucht, dem ultragiftigen Stoff, den wir noch aus der Katastrophe von Seveso erinnern.

Ist uns nichts mehr heilig?

Für alle Umweltprobleme unserer Zeit machte 1972 Carl Amery die jüdisch-christliche Tradition verantwortlich in seinem programmatischen Buch über die gnadenlosen Folgen des Christentums. Viele griffen diese Kritik auf, dass uns die Mitgeschöpfe nicht mehr heilig sind, nicht unantastbar und dass wir unseren Herrschaftsauftrag über die Mitgeschöpfe zu einem wahren Ausrottungsfeldzug verkommen haben lassen, in dem alles unserem Nutzen untergeordnet wurde.

„Macht euch die Erde untertan!“ Folgt daraus die Rechtfertigung zu einer schrankenlosen Verfügungsgewalt und zu einer rücksichtslosen Beherrschung der Natur durch den Menschen? Sicher nicht, wie wir sehen werden, aber es bleibt das Verdienst von Carl Amery, dass er so viele Theologen ermuntert hat, noch einmal hinzusehen, was unserer Schöpfungsbericht sagt und der Psalmist betet.

Wenn der Mensch herrschen soll über die Geschöpfe, dann sehen wir zuerst einmal nach, was die Bibel selbst dazu sagt, wie versteht sie das Herrschen über andere.

Im 72. Psalm wird beschrieben, wie ein Herrscher, ein Regent, ein König zu herrschen hat:

Ps. 72,1 ff

Gott, gib dein Gericht dem König
und deine Gerechtigkeit dem Königssohn,
dass er dein Volk richte mit Gerechtigkeit
und deine Elenden rette.

Lass die Berge Frieden bringen für das Volk
und die Hügel Gerechtigkeit.

Er soll den Elenden im Volk Recht schaffen
und den Armen helfen und die Bedränger zermalmen.

Er soll leben, solange die Sonne scheint
und solange der Mond währt, von Geschlecht zu
Geschlecht.

Er soll herab fahren wie der Regen auf die Aue,
wie die Tropfen, die das Land feuchten.

Zu seinen Zeiten soll blühen die Gerechtigkeit
und großer Friede sein, bis der Mond nicht mehr ist.

...

Alle Könige sollen vor ihm niederfallen
und alle Völker ihm dienen.

Denn er wird den Armen erretten, der um Hilfe
schreit,

und den Elenden, der keinen Helfer hat.

Er wird gnädig sein den Geringen und Armen,
und den Armen wird er helfen.

Er wird sie aus Bedrückung und Frevel erlösen,
und ihr Blut ist wert geachtet vor ihm.

Den Armen und Unterdrückten achten, ja befreien,
dem Land eine Wohltat sein, wie ein Regen Fruchtbarkeit bringen. Kurz gesagt: Leben und Gedeihen ermöglichen, Gerechtigkeit üben, das Wohl des Ganzen im Blick haben.

Oder denken wir an den Garten Eden und den dortigen Auftrag zu bebauen und zu bewahren.
Oder denken wir an Noah, wie er den Auftrag erhält, die Tiere zu ihrer Rettung in die Arche zu führen.
So sieht unser Auftrag zu herrschen konkret aus:

Den Segen Gottes an alle Mitgeschöpfe durchreichen, Leben ermöglichen, Arten schützen, die Umwelt schonen, unsere Grenze finden, sodass genug für alle bleibt.

So kann der biblische Herrschaftsauftrag sicher nicht zur Rechtfertigung unserer heutigen globalen Umweltprobleme genommen werden. Allerdings müssen wir auch selbstkritisch sehen, dass die Kirchen dieser Entwicklung, die wohl im 17. Jahrhundert Fahrt aufnahm und die Schöpfung zum seelenlosen Material herabstufte, tatenlos zu sehen und dabei selbst der Schöpfungsperspektive verlustig gingen. Heute ist es an der Zeit, diese Perspektive endlich wieder zurückzugewinnen und zur Geltung zu bringen.

Wissenschaft, Technologie und das Trachten nach wirtschaftlichem Nutzen haben in den letzten Jahrhunderten eine ungeheure Dynamik entfaltet. Sie führten sowohl quantitativ als auch qualitativ zu beträchtlichen Lebensverbesserungen. Hier drin liegt ihre andauernde Attraktivität und Nützlichkeit begründet. Wir dürfen aber nicht verkennen, dass sie mittlerweile zum Selbstzweck geworden sind. Sie schreiten weiter voran, ohne dass es für die Menschheit gut ist, ohne dass das Glück zunimmt. Die Faszination Macht auszuüben überwältigt so

manchen Entscheidungsträger und die negativen Seiten dieser Obsession geraten aus dem Blick.

Mich erinnert dies an den Zauberlehrling von Johann Wolfgang von Goethe. Der Meister hat das Haus verlassen und der Lehrling sagt den Zauberspruch auf und ruft so die Geister herbei. Er befiehlt ihnen eimerweise die Badewanne zu füllen. Zu spät erkennt er, dass er den Zauberspruch zum Aufhören nicht kennt. Goethe's Frage stellt sich heute uns mit Wucht: Wie kann der moderne Mensch die Geister, die er rief, heute zügeln? Wie können wir - und das letztendlich auf globaler Ebene - heute die Kräfte von Wissenschaft, Technik und Wirtschaft in ihrer Eigendynamik so zähmen, dass sie, in ihre Grenzen gewiesen, wieder dem Leben dienlich sind, dem Leben aller Geschöpfe.

Die Aufgabe ist groß, man könnte meinen, so unermesslich wie das Himmelszelt für den Psalmbeuter. Angesichts der bedrohlichen Aussichten des globalen Klimawandels, der Vergiftung der Lebensketten, der Lagerung strahlenden Atommülls – um nur einiges zu nennen – haben wir keine andere Wahl, als uns dafür einzusetzen.

Dazu kann uns die Rückbesinnung auf den biblischen Schöpfungsglauben eine Stärkung sein. Möge die Predigtreihe zur Schöpfung, die wir heute in der Jerusalemgemeinde begonnen haben, dazu ein Stück weiterbringen.

Amen.

Martin Haasler

Mitgeschöpflichkeit

Predigttext: Römer 8, 18 - 24

Liebe Jerusalem-Gemeinde,
wenn Gott etwas ernst ist, dann schafft er Tatsachen. Dinge und Zustände, um die nichts und niemand herumkommt. Dies sind dann nicht einfach nur „Gegebenheiten“, die sich mit der Zeit ohne weiteres abstellen oder verändern ließen. Sondern es geht um das, was - früher vielleicht häufiger als heutzutage - mit dem Begriff „gottgegeben“ bezeichnet wird: das Unabänderliche, das Feststehende – all das, was Fakt ist und bleibt. Unumstößliche Tatsachen, die unsere unabänderliche Grundbefindlichkeit ausmachen.

Gott schafft Tatsachen, wenn es ihm ernst ist. Und wir Menschen, auch diejenigen unter uns, die sich vielleicht nicht zu den Allerfrömmsten zählen würden, können spüren, wenn es ernst wird für uns. Dann kommen wir mit dem Schicksalhaften in Berührung: Unausweichlich, unvermeidlich und unabänderlich ist unser Los und zumeist die Not, die uns getroffen hat. Darum hat das Wort Schicksal einen so negativen Klang. Denn es besagt eine Einschränkung des Menschenmöglichen: Hier stößt das menschliche Tun und Machen unerbittlich hart an seine unüberwindlichen Grenzen. Gedanken, die um das Schicksal kreisen, können einen Sog in die Tiefe und in die Dunkelheit entfalten. Sie neigen dazu, schon nach kurzer Zeit immer düsterer und

immer schwerer zu werden. Wer sich auf das Nachdenken über sein unabänderliches „Los“ einlässt, stößt irgendwann auf den Gedanken an den eigenen Tod, an das Ende aller Lebensmöglichkeiten. Und dieser Gedanke, die unumstößliche Gewissheit des Sterben-Müssens kann Angst machen. Sich der Ausweglosigkeit einer Situation bewusst zu werden, bedeutet, sich in die Enge getrieben zu fühlen, hilflos zu werden, machtlos und ausgeliefert. Umgangssprachlich ist das der Punkt, an dem ein Mensch dran glauben muss: Was jetzt passiert, ist unumkehrbar und im vollen Sinne endgültig. Wenn Gott etwas ernst ist, dann schafft er Tatsachen. Dieser Satz kann erschrecken. Er kann Angst machen.

Das ist menschlich und verständlich. Wer wollte das bestreiten? Wer wollte sich freisprechen von aller Angst vor dem Unausweichlichen des Gottgegebenen, vor der unbezwingbaren Macht des eigenen Schicksals, irgendwann an die Grenze der eigenen Möglichkeiten zu stoßen und sie endgültig überschreiten zu müssen? Menschlich ist diese Angst, verständlich ist sie - biblisch begründet ist sie jedoch nicht. Von der ersten bis zur letzten Zeile ist die Bibel eine Einladung, auf Gott zu vertrauen und voller Hoffnung auf das zu bauen, was Gott ernst ist und was er darum an Tatsachen schafft, geschaffen hat und schaffen wird. In Anbetracht der Tatsachen, die Gott schafft, verliert selbst die Erkenntnis, ein sterbliches Wesen zu sein, an Schreckenskraft.

Die augenfälligste und schon deshalb nicht unwichtigste unter den von Gott geschaffenen Tatsachen,

die unserer Grundbefindlichkeit als sterbliche Geschöpfe den Schrecken nehmen, kann in einem Satz, ja in einem Wort zusammengefasst werden. Der Satz heißt „Gott lässt uns nicht allein“, das Stichwort ist Mitgeschöpflichkeit. Der Mensch ist eingebunden in einen alles umfassenden Zusammenhang des Seins und Werdens. Der Mensch ist nicht allein, sondern als Teil der Schöpfung umgeben und schicksalhaft verbunden mit seinen Mitgeschöpfen.

Ich lese aus dem achten Kapitel des Römerbriefes die Verse 18 bis 24; Paulus schreibt:

Ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll.

Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden.

Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes.

Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung.

Liebe Gemeinde, es gibt Dinge in Gottes Schöpfung, die weit über meinen Verstand gehen und die

ich einfach nicht mehr erfassen kann. Dazu gehören die Ausmaße der Schöpfung in Zeit und Raum. Dass sich zum Beispiel strahlend helle Himmelskörper ausmachen lassen, die so weit von uns entfernt sind, dass deren Licht um ein Vielfaches länger unterwegs gewesen ist, als ich jemals an Lebensjahren erreichen könnte, bis es uns auf der Erde erreicht – das verstehe ich zwar als einen denkbaren Gedanken, aber es entzieht sich dennoch meiner Erfahrung und bleibt letzten Endes für mich unbegreiflich.

Das Alter unserer Erde oder die zu erwartende Lebensdauer der Sonne gehören genauso zu dem, was ich zwar zur Kenntnis nehmen, mir aber doch nicht vorstellen kann. Und selbst im Bereich dessen, was ich berühren kann, bleibt mir so vieles unbegreiflich: Was etwa ist es, das einen Körper leben lässt? Was genau ist das „Leben“, das die Fliege mit der Eiche, der Elch mit dem Kaktus oder die Flechte mit dem Menschen teilt?

Gehe ich mit offenen Sinnen meiner Wege, so komme ich aus dem Staunen nicht heraus. Welche Wunder mich umgeben! Dass die Schneeglöckchen jetzt ihre Köpfe wieder aus dem Gras strecken – was für ein Wunder!

Dass der Vogel im Baum durch den Winter gekommen ist! Dass die Tage schon spürbar länger werden, während im Süden gerade der Sommer seinen Höhepunkt überschreitet! All das lässt mich staunen. In Gottes Schöpfung geschieht seit ewigen Zeiten so vieles - auch Gegensätzliches! - gleichzeitig an so vielen Orten. Für mich ist das alles eigentlich gar nicht zu fassen.

Die Rückführung der unübersichtlichen Vielzahl von Erscheinungsformen und Vorgängen auf einige wenige Naturgesetze, auf der die Regelmäßigkeit biochemischer und physikalischer Vorgänge beruht, kann mir zwar vieles erklären, aber es nimmt mir nichts von meinem Staunen. Im Gegenteil: Je kleinteiliger mein Wissen über die Natur wird, desto größer erscheint mir das Wunder des Lebens, und ich komme immer weniger aus dem Staunen über Gottes Schöpfung heraus.

Die Fülle und Vielfalt des uns umgebenden Lebens und die Größe und Vielgestaltigkeit des uns umgebenden Raums teilen sich dem Menschen unmittelbar mit und drängen sich ihm als Sinneseindrücke förmlich auf. Wäre der Mensch allein und wäre der Raum, in dem er sich befände, ansonsten leer – es wäre für den Menschen kein Lebensraum mehr. Gott lässt uns nicht allein, sondern stellt uns hinein in eine Gemeinschaft der aufeinander Angewiesenen. Gottes Geschöpfe genügen sich nicht selbst, sondern benötigen einander zum Leben. Als Geschöpfe Gottes gehören wir zusammen. Nicht jedes Geschöpf braucht jedes andere, aber keines kommt ganz ohne andere aus, und auf diese Weise sind am Ende alle miteinander verbunden, aufeinander bezogen und voneinander abhängig. Wir könnten nicht leben ohne das, was Gott mit uns geschaffen hat. Diese Wahrheit mutet banal an, aber ganz offenbar war es Gott sehr ernst damit, dass er für diese Tatsache gesorgt hat: *Der Mensch ist und bleibt „Teil der Schöpfung, in der alle Kreaturen aufeinander angewiesen und voneinander abhängig, ja auf Gedeih und Verderb zu einer Schicksalsgemein-*

*schaft verbunden sind*¹, wie es der Ausschuss für Umweltfragen der Nordelbischen Kirche schon vor über 30 Jahren formuliert hat.

Wer den biblischen Schöpfungsglauben teilt, wird nicht in Verlegenheit kommen, die ethischen Konsequenzen aus der Zugehörigkeit zu der „Schicksalsgemeinschaft Schöpfung“ zu ziehen. Von unserem Schöpfungsglauben aus betrachtet ist es nur folgerichtig, nach dem zu fragen und zu trachten, was dem Leben dient: Für das Wohlergehen der gesamten Schöpfung zu sorgen, bedarf für Christenmenschen eigentlich gar keines expliziten Auftrags mehr, sondern ergibt sich bereits als Konsequenz aus der menschlichen Grundbefindlichkeit als Teil einer schicksalshaften Schöpfungsgemeinschaft. Aber wie alle, so sind auch wir Christenmenschen halt nicht nur fromm und vernünftig. Zu verführerisch lauert ganz offenkundig das Verlangen, die Verantwortung zu missbrauchen, die Gott uns antrug, als er uns zu seinem Bilde schuf und uns die Herrschaft über seine Erde anvertraute. Und darum ist es gut, dass uns der Auftrag zum „Bebauen und Bewahren“ in Genesis 2,15 ganz ausdrücklich gesagt wird. Zugleich ist damit eine Tatsache zum Ausdruck gebracht, der wir uns zu stellen haben: Unser Auftrag zum Bebauen und Bewahren ist überhaupt nicht zu trennen von unserer Zugehörigkeit zur Schöpfung als Schicksalsgemeinschaft aller Kreaturen.

¹ Wort zum Tierschutztag 1980, Beschluss der Nordelbischen Kirchenleitung. Downloadmöglichkeit unter www.umwelt-nek.de.

Anders gesagt: Der Mensch kann sich dem Auftrag, sich die Erde untertan zu machen und zu herrschen „über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht“ (Gn. 1,28), nur als Mitgeschöpf, als ein Geschöpf unter seines gleichen stellen.

Der Mensch ist durch seine Beauftragung und die damit einhergehende Verantwortung zwar in der Gemeinschaft aller Geschöpfe hervorgehoben, aber nicht aus ihr herausgehoben, denn er bleibt immer, was er ist: ein Geschöpf Gottes umgeben von seinen Mitgeschöpfen. Oder mit den Worten des Apostels Paulus gesagt: Wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet (v. 22). Wie ließe sich besser als mit diesen Worten das Lebensgefühl und die Grundbefindlichkeit einer Schicksalsgemeinschaft beschreiben als mit dem gemeinsamen Seufzen und der geteilten Angst?

Warum aber das Seufzen, wieso diese Angst? Paulus kennt und nennt den Grund, nämlich: dieser Zeit Leiden. Sie machen uns und unseren Mitgeschöpfen zu schaffen. Aber was verbirgt sich hinter diesen Leiden? Was genau ist es, das diese Leiden hervorruft?

Paulus verliert sich an dieser Stelle nicht an detaillierten Beschreibungen menschlicher Sorgen, Nöte oder Zukunftsängste – ich vermute, dass er diese Aufgabe bei seinen Leserinnen und Lesern in besten Händen weiß - sondern er richtet sein Augenmerk auf die dem Leiden entgegenstehende Wirk-

lichkeit; er schreibt: Ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll (V. 18). Dieser Zeit Leiden stehen in einem spannungsgeladenen Gegensatz zu der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Und auch für diese Herrlichkeit hat Paulus Worte gefunden: Das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbart werden (V19).

Die Kinder Gottes – das ist zwar eine der meistgebrauchten direkten oder indirekten Selbstbezeichnungen der christlichen Gemeinde, die in so gut wie jedem Gottesdienst zu Gott als ihren Vater betet und damit der Empfehlung folgt, die Jesus in der Bergpredigt gegeben hat. Auch ist es in vielen Gemeinden unserer Kirche durchaus üblich, sich als Schwestern und Brüder anzusprechen. Aber die Ungeheuerlichkeit und Großartigkeit dessen, was mit der Kindschaft Gottes ausgesagt wird, dringt durch den häufigen Gebrauch dieser Rede vielleicht gar nicht mehr so recht ins Bewusstsein. Denn Kinder Gottes können wir erst werden, wenn die Knechtschaft der Vergänglichkeit überwunden ist und wir frei von ihr sind. Paulus beschreibt das als brennendes Verlangen, das sich auf einen Zustand richtet, den er mit zwei Begriffen kennzeichnet. Er sagt: wir sehnen uns – erstens - nach der Kindschaft, - zweitens - der Erlösung unseres Leibes (V. 23). Wenn unser Leib aber erst einmal von der Knechtschaft der Vergänglichkeit erlöst ist, dann sind unsere Lebensmöglichkeiten erschöpft und dann kehrt unser Leben zurück in Gottes Hand, und alles, was dann aus uns werden wird, liegt ganz

allein bei Gott. Das heißt: Kinder Gottes werden wir nicht aus eigenem Wollen und Tun heraus, sondern erst dadurch, dass Gott uns dazu macht.

Gott schafft Tatsachen. Er lässt uns nicht allein. Gott lässt uns, seine Geschöpfe, nicht los. Er lässt uns nicht aus seiner Hand fallen. Die Schöpfung ist zwar der Vergänglichkeit unterworfen, so dass wir alle sterben müssen, aber diese Tatsache macht die Schöpfung nicht zu etwas, das es zu bezwingen, zu bekämpfen und zu besiegen gilt. Die Schöpfung ist gerade nicht der Ort, von dem sich Gott fernhält und den wir Menschen leidvoll durchlaufen müssen, um endlich zum Eigentlichen vorzustoßen. Sondern die Schöpfung ist das Geschehen, in dem wir Gott am Werk sehen dürfen. Hier handelt Gott. Hier schafft er Tatsachen und lässt uns nicht allein. In diese Welt ist Jesus hineingeboren worden. Gott hat sich in seiner Liebe zum Leben weder von seiner Schöpfung gelöst noch getrennt, sondern er hat sich ihr im vollen Wortsinne „mit-geteilt“. Er hat sich zu uns gesellt, ist wirklich Mensch geworden. Als Mitmensch aus Fleisch und Blut hat er gelebt und gelitten, ist gestorben und als erster unter all unseren Mitgeschöpfen auferstanden von Toten. Jesus Christus - wahrer Mensch und wahrer Gott. In ihm zeigt uns Gott, wie er das Schöpfungsgeschehen weiterführt und vollenden wird. Daran glauben wir Christenmenschen und nennen uns darum jetzt schon so, Christen und Kinder Gottes, obwohl es eigentlich noch zu früh dafür ist, weil die Vollendung der Kindschaft Gottes noch aussteht und die Sehnsucht nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. So glauben und so leben wir

in der vertrauensvollen Vorwegnahme dessen, was zwar noch nicht ist, aber von Gott erwarten werden darf. Wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung (V. 24). Diese Hoffnung hat einen schöpfungstheologischen Ausdruck gefunden:

Gott hat uns zu seinem Bilde geschaffen. Er hat uns dazu bestimmt, sein Ebenbild zu sein. Wären wir es auch schon ohne Einschränkung, so wäre unsere Hoffnung erfüllt und es bestünde kein Vorbehalt mehr, uns Kinder Gottes zu nennen.

Aber dieses Ziel ist noch nicht erreicht. Sondern das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden (V. 19).

Noch ist es anders. Der nordelbische Ausschuss für Umweltfragen fasste das 1980 in die Worte: *„Durch die Sünde ist der Mensch, der dazu bestimmt ist, Ebenbild Gottes zu sein, zum Zerrbild Gottes geworden. Mit der Beziehung des Menschen zu seinem Schöpfer ist auch seine Beziehung zur Schöpfung gestört. Seine Herrschaft über seine Mitgeschöpfe entartet darum nur allzu leicht zu selbstsüchtigem Missbrauch.“*² Und dieser Missbrauch steht uns Tag für Tag aufs Neue vor Augen. Mit unseren Abgasen vergiften wir die Luft und beschwören durch das Verbrennen von Kohle, Öl und Gas den Klimawandel herauf. Wir vernichten Wälder und zerstören Lebensräume von Tieren und Pflanzen, um noch mehr Raum für unsere Äcker und Viehweiden zu bekommen. Wir plündern das Leben in den Meeren aus und verpesten die Ozeane in unserer Gier nach neuen Ölquellen. Wir vergiften unsere

² Ebd.

Nahrung durch die künstlichen Stoffe, die unliebsame Pflanzen von den Äckern verbannen und für noch stärkeres Wachstum und größerer Erträge der Erntepflanzen sorgen. Wir begehen Raubbau an unseren Mitgeschöpfen, schinden sie, vernichten sie und rotten sie aus.

Unverkennbar geworden sind das Seufzen und die Angst unter uns und unseren Mitgeschöpfen über „dieser Zeit Leiden“. So schafft auch der Mensch Tatsachen. Aber dies sind, wie das Seufzen der ganzen Schöpfung unter dieser Zeit Leiden bezeugt, zumeist nicht dieselben Tatsachen, die wir schaffen könnten, wenn es uns mit der Mitgeschöpflichkeit auch nur ansatzweise so ernst wäre wie unserem Schöpfer.

Wenn Gott etwas ernst ist, dann schafft er Tatsachen. Paulus beschreibt eine davon, wenn er sagt: Auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (V. 21). Gott hat Tatsachen geschaffen, als er sein Wort Fleisch werden ließ und seinen Sohn zu uns gesandt hat, um mit uns zu leben, für uns zu sterben und vor uns aufzuerstehen. Tatsache ist: Gott hat uns zusammen mit unseren Mitgeschöpfen in die „Schicksalsgemeinschaft Schöpfung“ hineingestellt. Aber gerade nicht, um unseren Untergang zu besiegeln, denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (V. 21).

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder, wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung. Amen.

Hans-Christoph Goßmann

Schöpfung im Anfang

Liebe Jerusalem-Gemeinde,
im Apostolischen Glaubensbekenntnis wird der Glaube an Gott, das Vertrauen auf Ihn, bekannt. Da wir Christinnen und Christen an Gott in seiner Dreieinigkeit, in seiner Trinität glauben, wird unser Glaube dabei in den drei Artikeln des Glaubensbekenntnisses trinitarisch entfaltet. Dies ist Anlass für die kritische Rückfrage von Andersgläubigen, insbesondere von Menschen jüdischen und islamischen Glaubens, ob wir eigentlich an *einen Gott* glauben oder an *drei Götter*, mit anderen Worten: ob unser christlicher Glaube ein monotheistischer Glaube ist.

Hinter dieser Frage steht das Missverständnis der Trinität, der Dreieinigkeit, als Tritheismus, als Glaube an drei Götter. Dieses Missverständnis ist nur allzu verständlich, sprechen wir doch von den drei Personen Gottes. Gemäß heutigem Verständnis ist eine Person ein Individuum. Nehmen wir jedoch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Person in den Blick, dann ergibt sich ein anderes Bild. Denn das lateinische Substantiv ‚persona‘ hat die Bedeutung ‚Theatermaske‘. Die drei Personen Gottes stellen somit drei verschiedene Offenbarungs- und Erscheinungsweisen ein und desselben Gottes dar, da Gott sich unterschiedlich, sprich: jeweils hinter einer anderen Theatermaske, offenbart. Angesichts der eben genannten kritischen Hinterfragung unse-

res christlichen trinitarischen Glaubens können wir also darauf verweisen, dass es sich bei der Trinität, der Dreieinigkeit, um drei Erscheinungsweisen ein und desselben Gottes handelt und somit kein Widerspruch zum Monotheismus gegeben ist.

Diese modalistische Erklärung hat zweifellos ihr begrenztes Recht. Bei dieser Erklärung darf es jedoch in einem Gespräch, in dem andersgläubige Gesprächspartnerinnen und -partner den christlichen Glauben an die Trinität Gottes verstehen wollen, nicht bleiben. Denn die für den christlichen Glauben konstitutive innergöttliche Differenzierung kommt bei dieser Erklärung nicht zur Sprache.

Wir sehen also, dass Anfragen von nichtchristlichen Mitmenschen hilfreiche Anstöße sein können, ihnen – und damit auch uns selbst – Rechenschaft über den eigenen Glauben abzulegen. Was beinhaltet unser christlicher Glaube, den wir mit den Worten des Apostolischen Glaubensbekenntnisses zum Ausdruck bringen? Darüber werden wir gemeinsam nachdenken, indem wir die Aussagen der drei Artikel dieses Glaubensbekenntnisses im Einzelnen in den Blick nehmen. Beginnen wir mit dem Ersten Artikel! Er lautet: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“

Auf den ersten Blick können diese wenigen Worte irritierend wirken. Wir entfalten unseren christlichen Glauben trinitarisch, indem wir in den drei Artikeln des Glaubensbekenntnisses unterschiedliche Aussagen über Gott zur Sprache bringen. Dementspre-

chend wird in jedem der drei Artikel eine „Person“ Gottes thematisiert. Aber werden im Ersten Artikel nicht vielmehr drei unterschiedliche Aussagen über Gott gemacht, indem er als Vater, als Allmächtiger und als Schöpfer des Himmels und der Erde bezeichnet und bekannt wird? Haben wir also innerhalb des Apostolischen Glaubensbekenntnisses somit zwei Differenzierungsebenen vor uns: zum einen die trinitarische Differenzierung zwischen den drei Personen Gottes und zum anderen gleichsam eine Binnendifferenzierung innerhalb der einzelnen Artikel – beim Ersten Artikel die Differenzierung zwischen Gott als Vater, als Allmächtiger und als Schöpfer des Himmels und der Erde? Es geht also um die Frage, in welchem Verhältnis diese drei Bezeichnungen und Offenbarungsweisen Gottes zueinander stehen. Um diese Frage beantworten zu können, ist es unerlässlich, sie und ihre jeweilige Bedeutung in den Blick zu nehmen.

Beginnen wir mit der Bezeichnung Gottes als Vater: Mit dieser Bezeichnung stellt sich das Apostolische Glaubensbekenntnis in biblische Traditionen. Um nur einige wenige Beispiele zu nennen: Im 31. Kapitel des Jeremiabuches, in dem die Verheißung des neuen Bundes entfaltet wird, lesen wir: „Sie werden weinend kommen, aber ich will sie trösten und leiten. Ich will sie zu Wasserbächen führen auf ebenem Wege, dass sie nicht zu Fall kommen, denn ich bin Israels Vater, und Ephraim ist mein erstgeborener Sohn“ (Vers 9). In der Verheißung an David in Psalm 89 heißt es: „Er wird mich nennen: Du bist mein Vater, mein Gott und Hort, der mir hilft. Und ich will ihn zum erstgeborenen Sohn machen, zum

Höchsten unter den Königen auf Erden“ (Verse 27f.). Im 63. Kapitel des Jesajabuches steht: „Bist Du doch unser Vater; denn Abraham weiß von uns nichts, und Israel kennt uns nicht. Du, Herr, bist unser Vater; ‚Unser Erlöser‘, das ist von alters her Dein Name“ (Vers 16). Im Neuen Testament wurde diese vertrauensvolle Anrede übernommen. Im Johannesevangelium spricht Jesus Gott durchweg als ‚Vater‘ an und das Vaterunser, das Gebet, das er seinen Jüngern gibt, beginnt mit den Worten „Vater unser“, wie auch in dem jüdischen Gebet „Awinu malkenu“ Gott als „Unser Vater, unser König“ angesprochen wird. In den Briefen des Apostels Paulus wird dargelegt, dass Christinnen und Christen Gott ebenfalls als ‚Vater‘ anreden können. Im achten Kapitel des Römerbriefes steht: „Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsset; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!“ (Vers 15) und im vierten Kapitel des Galaterbriefes heißt es entsprechend: „Weil ihr nun Kinder seid, hat Gott den Geist seines Sohnes gesandt in unsre Herzen, der da ruft: Abba, lieber Vater!“ (Vers 6).

Die Bezeichnung Gottes als Vater ist Ausdruck tiefsten Vertrauens. Durch diese vertrauensvolle Bezeichnung im Glaubensbekenntnis wird deutlich, dass der Glaube an Gott im Vertrauen zu Ihm Gestalt annimmt. Wenn Martin Luther in seiner Erklärung des Ersten Artikels des Apostolischen Glaubensbekenntnisses im Kleinen Katechismus schreibt, dass er glaubt, dass Gott ihn „mit allem, was Not tut für Leib und Leben, [...] reichlich und

täglich versorgt, in allen Gefahren beschirmt und vor allem Übel behütet und bewahrt; und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit“, dann artikuliert er eben dieses Vertrauen zu Gott. Dann macht er deutlich, dass er in einer vertrauensvollen Beziehung zu Ihm steht. Wie es beim Glaubensbekenntnis nicht darum geht, lediglich zu bekennen, dass es Gott gibt, sondern dass Ihm tiefes Vertrauen entgegengebracht wird, so geht bei der Bezeichnung Vater nicht darum, Gott durch diesen Begriff gleichsam zu definieren, sondern die Beziehung zu Ihm in Worte zu kleiden.

Auf die Bezeichnung Gottes als Vater folgt – gleichsam im selben Atemzug – die Bezeichnung ‚Allmächtiger‘. Diese Bezeichnung hat mit der unmittelbar davor stehenden Bezeichnung ‚Vater‘ viel gemeinsam – auch dergestalt, dass sich viele Gläubige mit beiden Bezeichnungen schwer tun. Wer mit dem eigenen Vater keine guten Erfahrungen machen können, wird Probleme damit haben, Gott als Vater zu bekennen und durch diese Bezeichnung Gottes uneingeschränktes Vertrauen zu Ihm zum Ausdruck zu bringen. Die Probleme mit der Gottesbezeichnung ‚Allmächtiger‘ sind keineswegs geringer, wirft diese doch in Anbetracht der Übel und des Bösen in dieser unserer Welt unweigerlich die Theodizeefrage auf: Wie kann Gott nur zulassen, dass es die Übel und das Böse gibt, wo Er doch allmächtig ist, mit anderen Worten, wo Er durch seine Allmacht doch in der Lage wäre, dies ein für allemal aus der Welt zu schaffen? Diese Anfrage ist sehr ernst zu nehmen. Im Atheismus wird

sie herangezogen, um zu begründen, dass es Gott gar nicht gibt.

Was also ist gemeint, wenn Gott als ‚Allmächtiger‘ bezeichnet wird; wie können wir diese Bezeichnung verstehen? Um uns einer Antwort auf diese Frage anzunähern, ist es hilfreich, sich zu vergegenwärtigen, dass der Glaube an Gott sich in der Geschichte nicht gegen den Atheismus behaupten musste – der ist ein Phänomen der Neuzeit -, sondern gegen den polytheistischen Glauben in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen. Gegen den Glauben an eine Vielzahl von Göttern, der die damaligen Mehrheitsgesellschaften prägte, wurde der Glaube an den einen Gott, von dem die biblischen Texte auf ihre je eigene Art und Weise Zeugnis ablegen, gelebt. Es versteht sich von selbst, dass im Rahmen eines polytheistischen Glaubens nicht ein einziger der vielen Götter als allmächtig geglaubt werden kann. Dies ließe sich mit dem Glauben an die Existenz der anderen Götter schwerlich in Einklang bringen. Die Götter galten im Gegensatz zu den Menschen als unsterblich, nicht jedoch als allmächtig. Gott als allmächtig zu bekennen, ist also auf das Engste mit dem Monotheismus verbunden, mit dem Glauben, dass es nur einen einzigen Gott gibt. Das Bekenntnis zur Allmacht Gottes kann somit auch als Ablehnung von jeder Art des Polytheismus verstanden werden.

Dies löst nicht die Theodizeefrage, die Frage, warum Gott das Leiden in der Welt zulässt. Auch Hiob erhielt von Gott keine Antwort auf die ihn so bedrängende Frage nach den Gründen für seine Lei-

den, auf seinen verzweifelten Ruf: „Der Allmächtige antworte mir!“ (31, 35b). Durch die rhetorischen Fragen „Wo warst du, als ich die Erde gegründet habe?“ (38, 4a) und „Hast du einen Arm wie Gott, und kannst du mit gleicher Stimme donnern wie er?“ (40, 9) führt Gott ihm seine Unfähigkeit vor Augen, die Welt zu erschaffen und somit zu verstehen. Auf seine Frage bekommt Hiob keine Antwort, die alles klärt. Er kann sie nicht bekommen. Wir Menschen können die Welt letztlich nie zur Gänze verstehen – und auch nicht die Frage, warum es in ihr Leiden gibt. Angesichts der Theodizeefrage haben wir die Rolle des Hiob inne. Aber wir dürfen als Christinnen und Christen darauf vertrauen, dass Gott unserem Leiden nicht teilnahmslos und distanziert gegenübersteht, sondern vielmehr selbst in Jesus von Nazareth in unsere Welt kam und das Leiden auf sich nahm. Das gibt uns die Zuversicht, dass Gott auch bei uns ist, wenn wir Leid zu ertragen haben. Gott erklärt uns die Gründe für unser Leiden nicht, aber er ist bei uns, wenn wir Leid zu ertragen haben. Er begleitet uns auf dem Weg des Leidens. Und das ist mehr wert als jede Erklärung.

Nehmen wir die dritte Bezeichnung Gottes im Ersten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses in den Blick: die Bezeichnung als ‚Schöpfer des Himmels und der Erde‘. Diese Bezeichnung ist – wie auch die als ‚Allmächtiger‘ - Ausdruck des monotheistischen Glaubens an den einen Gott. Der Ausdruck ‚Himmel und Erde‘ steht für die gesamte Welt. Alles, was existiert, ist von Gott geschaffen. Damit wird all den angeblichen Göttern, die im Rahmen polytheistischer Religionen angebetet wer-

den, abgesprochen, irgendetwas in dieser Welt erschaffen zu haben. Ja mehr noch: Es wird ihnen letztlich auch ihre Existenz abgesprochen. Im Schöpfungsbericht im ersten Kapitel der Bibel wird geschildert, dass Gott am dritten Tag die Sonne, den Mond und der Sterne erschaffen hat. Die Gestirne werden also als Geschöpfe Gottes dargestellt. Für die Babylonier waren die Gestirne dagegen Götter. Da der so genannte priesterschriftliche Schöpfungsbericht im ersten Kapitel in die Zeit des babylonischen Exils datiert wird, liegt hiermit also eine polemische Auseinandersetzung mit dem polytheistischen Glauben der Babylonier vor: Indem die Gestirne, die von den Babylonien als Götter verehrt wurden, als Teil der Schöpfung des einen, einzigen Gottes, an den die Exilierten glauben, angesehen werden, wird der polytheistischen Religion der Babylonier die Grundlage entzogen. Das Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer des Himmels und der Erde bringt zudem – wie die Bezeichnung als Vater – das Verhältnis derjenigen, die dieses Bekenntnis sprechen, zu Gott zum Ausdruck. Denn wer Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde bekennt, der versteht sich selbst als Geschöpf Gottes. Der bringt damit den Glauben zum Ausdruck, deshalb auf dieser Welt zu leben, weil Gott ihn erschaffen und ihm das Leben geschenkt hat. Auch bei dem Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer des Himmels und der Erde geht es somit nicht ausschließlich um Gott, sondern um die Beziehung, die die Gläubigen zu ihm haben.

Die drei Bezeichnungen Gottes im Ersten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses sind

also auf das Engste miteinander verwoben. Es geht keineswegs um drei gegensätzliche Bezeichnungen oder gar Offenbarungsweisen Gottes, denn Gott ist als Vater der Allmächtige und als solcher der Schöpfer des Himmels und der Erde. Es geht im Ersten Artikel um *eine* der drei Personen Gottes, nicht um *drei*. Aber in unseren menschlichen Denkkategorien und damit in unserer Sprache können wir diese eine Person nur durch die drei Begriffe Vater, Allmächtiger und Schöpfer des Himmels und der Erde erfassen und umschreiben. Und dies tun wir, wenn wir mit den Worten des Apostolischen Glaubensbekenntnisses unseren christlichen Glauben bekennen.

Amen.

Thomas Schaack

Mann und Frau

Liebe Gemeinde,
es ist Krieg. Der König aber – ein, wie schon die Zeitgenossen bemerkten, nicht nur einflussreicher, sondern auch schöner Mann – ist nicht an der Front, sondern macht es sich in seinem Palast bequem. Eines Abends ergeht er sich in der Abendkühle auf seiner Dachterrasse, von der er einen herrlichen Blick über seine Hauptstadt genießt. Kein gewöhnlicher Abend ist das, wie er gleich merkt; denn eine Nachbarin genießt den schönen Abend ebenfalls auf dem Dach ihres etwas niedriger gelegenen Hauses - und sitzt dort in der Badewanne. Der König ist hin und weg und muss diese Frau haben: man ist ja schließlich ganz König - und Mann. Durch einen Diener lässt er die Frau zu sich in den Palast kommen, den schönen Abend zu zweit zu genießen. Amourösitäten unterschiedlicher Natur eingeschlossen.

Noch in der Nacht kehrt die Frau wieder in ihr Haus zurück, doch das Intermezzo bleibt nicht ohne Folgen. Denn die schöne Nachbarin ist schwanger, wie sich bald herausstellt. Der König sieht sich in einer Zwickmühle: der gehörnte Ehemann ist einer seiner tapfersten Krieger, ein unermüdlicher Mann an der Front – wie steht nun der König da, der an der „Heimatfront“ einen – sagen wir mal – zweifelhaften Dienst tut?

Der König aber ist, wie wir nun lernen müssen, nicht nur einflussreich und schön, sondern auch gerissen.

Der ebenso tapfere wie nichts ahnende Ehemann der werdenden Mutter wird sofort in die Hauptstadt zurückgerufen und als Dank für Verdienste um König und Vaterland zu einem feinen Essen beim König eingeladen. Recht gemütlich möge er es sich doch machen heute Nacht in seinem Haus bei seiner Frau, sagt der König. Die Füße solle er sich waschen, wobei mit den „Füßen“ in diesem Fall die Genitalien gemeint sind, und es sich dann bei seiner Frau gut gehen lassen.

Wir werden hier, liebe Gemeinde, gerade Zeugen, wie Kuckuckskinder gezeugt werden.

Der tapfere Krieger aber kampiert in der Nacht vor dem Palasttor, bei den Wachen. Am kommenden Tag zur Rede gestellt, warum der Krieger seine Chance beim Heimatbesuch nicht genutzt habe, verweist der noble Mann auf seine Soldatenehre: die Kameraden hätten es gerade sehr schwer, da könne er es sich nicht gut gehen lassen: „Ich tue so etwas nicht!“, sagt er.

In der folgenden Nacht ein zweiter Versuch, diesmal mit Alkohol, aber erneut ohne Erfolg. Dann geht alles ganz schnell: der Beischlaf-renitente Ehemann wird an die Front zurückgeschickt, nicht ohne für den Kommandeur dort einen verschlossenen Brief mit auf den Weg zu bekommen. Man solle den mutigen und ehrenhaften Mann in den heftigsten Kampf schicken, auf ein Himmelfahrtskommando, wo er den Tod zu finden habe.

Und so geschieht es dann auch: Heldentod erster Klasse. Kommentar des Königs: „Das Schwert frisst bald diesen, bald jenen“. Trauernde Witwe in der Hauptstadt, anschließend sozialer Aufstieg ins Königshaus durch Heirat.

Es ist Krieg zwischen Mann und Frau und unter den Männern – so kann man diese Geschichte hören. Kennerinnen und Kenner der Bibel werden es erkannt haben: Bathsheba heißt die Nachbarin, Uria der gehörnte Kriegsheld, König David der Frauenheld. Eine brutale Geschichte, die uns die Bibel da erzählt im 2. Buch Samuel (Kap. 11).

Es gehört zu den eigentümlich herben und manchmal schmerzhaften Traditionen unserer Bibel, dass sie die Dinge beim Namen nennt. So etwas wie das eben Erzählte tun Menschen, Männer und Frauen. Es gibt andere Geschichten zwischen Männern und Frauen, die ebenfalls nichts auslassen von dem, was zwischen den Geschlechtern schief laufen und sogar gewalttätig werden kann. Die Bibel erspart uns nicht den Blick auf unsere Wirklichkeit, die manchmal eine von uns entstellte, verbogene und pervertierte Schöpfung ist. Mann und Frau außerhalb des Paradieses, der Engel mit dem Schwert steht vor dem Tor und wir bleiben hier draußen – und produzieren Blut, Schweiß und Tränen.

Und es gibt auch das: solche Texte in unserer biblischen Tradition, die wir heute eher für Missgriffe halten würden oder uns jedenfalls gewaltigen Kummer bereiten – oder sie sagen uns einfach gar nichts mehr und wir gehen verblüfft an ihnen vorbei. Die seltsamen Weisheiten im alttestamentlichen Buch der Sprüche wie z.B.: *„Eine tüchtige Frau ist ihres Mannes Krone; aber eine schandbare ist wie Eiter in seinem Gebein“*. Sexistische Bilder in den prophetischen Büchern, die wohl einer bildhaften Ausdrucksweise dienen, die aber ein ganz eigenartiges Frauenbild an den Tag legen, das wir heute kaum gern haben werden. Auch das Neue

Testament, das ansonsten von bemerkenswerten Fortschritten über ein neues Verhältnis von Männern und Frauen in der entstehenden christlichen Gemeinde berichtet, ist nicht frei von Frauen zurücksetzenden Äußerungen.

Auch die Wissenschaft weiß Irritierendes über Mann und Frau zu berichten: genetisch betrachtet unterscheiden sich der Mensch und der Schimpanse maximal 2 Prozent bis minimal 0,6 Prozent– während der Unterschied zwischen Menschenmännern und Menschenfrauen bei 4% liegt. Damit sind wir genetisch dem Affen ein wenig näher als dem eigenen Ehemann oder –frau. Und wenn wir ehrlich sind: überrascht uns das eigentlich?

Wenn wir heute über Mann und Frau reden, dann haben wir ja nicht nur die biblische Tradition im Kopf, sondern eine lange Geschichte, die bis heute anhält und jeden einzelnen von uns berührt. Erst seit 1918 dürfen Frauen in Deutschland wählen, erst seit 1977 müssen Frauen in Deutschland offiziell ihre Ehemänner nicht mehr um Erlaubnis fragen, wenn sie eine Arbeit aufnehmen wollen. Bis heute ist das Lohnniveau auch bei uns zwischen Männern und Frauen unterschiedlich und Frauen sind seltener in Führungspositionen als Männer. Ich denke an den Satz des Paulus: *„Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“* (Gal. 3,28) und ich frage mich, wie lange wir noch brauchen, diese versöhnte Verschiedenheit auch soziale Wirklichkeit in unserer Gesellschaft werden zu lassen.

Hinzu kommt das ewige Thema von Mann und Frau und was zwischen den beiden so alles passieren

kann: die Bibliotheken und Videotheken sind voll davon, von diesen Geschichten, die beim Beglückenden anfangen und bis hin zum Komplizierten und Tragischen oder Verzweifelten reichen. Das findet seine Leserinnen und Leser, denn das sind wir!

Kleine Zitate gefällig? So schreibt die chilenische Dichterin Gabriela Mistral einmal: „*Wenn du mich anblickst, werd' ich schön*“ und wir spüren alle sofort, welche Wärme, Nähe und Glück aus solchen Erfahrungen sprechen.

Auf der andern Seite ein Zitat von Oskar Wilde, der - vielleicht typisch männlich – eher mit ironischer Distanz, ja Zynismus an das Thema herangeht: „*Der einzige Unterschied zwischen einer Laune und der ewigen Liebe besteht darin, dass die Laune etwas länger dauert*“. Ja, was denn nun? Und wir wissen doch: das alles kommt vor und meist erleben wir beides einmal in unserem Leben.

Grund genug, an die Anfänge zurückzukehren und uns anzuschauen, wie wir gemeint sind, was in uns steckt und wozu wir bestimmt sind. Denn auffällig ist ja doch, dass die Erschaffung von Mann und Frau in den beiden Schöpfungsberichten der Bibel eigens erwähnt wird. Wir stellen also schon mal fest: dass in der Schöpfung der Mensch als Mann und Frau lebt, scheint keine Nebensache zu sein. Der Schöpfer hat sich etwas dabei gedacht, es gehört zur Grundordnung der Schöpfung Gottes, dass wir in zwei Geschlechtern existieren. Dies gehört nicht zu den Dingen, die nach dem so genannten „Sündenfall“ in die Welt kamen, sozusagen als Zugeständnis an die Schwäche der Menschen, als Strafe gar oder als Fluch. Die Welt Gottes gibt es nicht ohne die

Geschlechter. Und das hat, wie wir gleich sehen werden, seinen besonderen Grund und ist nicht einfach nur göttlicher Willkür entsprungen, sondern zeigt in entschiedener Form, wie Gott zu uns ist und wie sehr wir in die Schöpfung verwoben und verstrickt sind.

Denn die Bibel und alle Geschichte startet im Tohuwabohu: wüst und leer ist alles, Grau oder Schwarz und ein unentzifferbares Einerlei. Von den Dingen sieht man gar nichts, nur der Geist Gottes hebt sich schwebend ab. Der Rest wirkt geradezu wie das Wasserglas, in dem man beim Tuschen die Pinsel steckt: obwohl man so schöne Farben auf dem Pinsel hatte, ist das Glas doch von einem tristen und unattraktiven Durcheinander gefüllt.

Was Gott nun tut, ist dies: er unterscheidet. Licht und Finsternis sind die erste Tat. Es gibt nun Tag und Nacht. Es folgt die Unterscheidung von Himmel und Wasser. Jetzt weiß man, wo oben und unten ist. Sodann werden das feste Land und die Gewässer unterschieden. Jetzt weiß man, wo man festen Grund hat und wo eher nicht.

Das alles sind Grundunterscheidungen. Primitive Dinge würden wir sagen, wie sollte es denn auch anders sein? Aber was Gott hier tut, ist dies: er ordnet das Chaos, er stellt Orte fest, gibt Namen und macht Dinge identifizierbar. Man kann sie jetzt erkennen, beim Namen nennen und gewinnt Orientierung. Das ermöglicht Beziehung, wenn man weiß, wozu etwas da ist und wie es heißt. Jetzt kann man ein Vorher und ein Nachher unterscheiden, denn es gibt Tage. Und es werden Verhältnisse gestiftet: denn es wird nicht vorrangig getrennt, sondern unterschieden. Die Farben in unserem Wasserglas

werden wieder zurück gewonnen und das Funkeln der Dinge hebt sich aus dem allgemeinen Schlamm ab.

So geht es weiter: die Pflanzen werden geschaffen und sogleich unterschieden: „*jedes nach seiner Art*“ (1. Mose 1,11f.). Die Unterscheidung und das Schaffen von Fülle in unglaublicher Vielschichtigkeit, im beständigen Dialog, Leben auf abertausenden Wegen ... die Ökologie als Wissenschaft versucht bis heute, diesen Dialog der Arten zu beschreiben und beugt sich doch beständig in Demut vor der Fülle der Geflechte, die sie erst ansatzweise beschreiben kann.

Die Sonne regiert den Tag, der Mond die Nacht. Aufgaben werden also auch gleich verteilt. Tiere kommen auf die Erde, jedes natürlich „*nach seiner Art*“ (1. Mose 1,24f.).

Und dann dieser seltsame Moment mit einer fast lapidar wirkenden Mitteilung: „*Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau*“ (1. Mose 1,27)

Wenn wir bis hierhin mitgelesen haben, wundern wir uns über diese Unterscheidung gar nicht mehr. Alles andere wäre ja doch eher eine Überraschung oder gar Enttäuschung gewesen!

Was aber bedeutet diese Unterscheidung für uns? Sie bedeutet, dass Menschsein zentral damit zu tun hat, dass es einen anderen gibt, ein Gegenüber. Jemand hat das mal so ausgedrückt: wir bekommen uns selbst nur in einem anderen. Das bezieht sich nicht nur auf die geschlechtliche Liebe, sondern auf jede Art der Beziehung. Gesellschaft und Zusam-

mensein ist demnach nicht nur unterhaltsam oder irgendwie schön, sondern genau dazu sind wir berufen: zu und in Beziehungen. Zum Zusammenwachsen, zum Wegschenken vielleicht sogar an den anderen. Das innere Wesen der Schöpfung ist Beziehung der Unterschiedlichen, die Gott stiftet, so dass wir uns wegschenken können und wunderschön wiederbekommen. Der Apostel Paulus hat das zugespitzt so gesagt: *„Die Frau verfügt nicht über ihren Leib, sondern der Mann. Ebenso verfügt der Mann nicht über seinen Leib, sondern die Frau“* (1. Kor 7,4).

In der Schöpfung haben wir es sogar mit einer Dreiecksgeschichte zu tun: denn als Menschen sind wir Bild Gottes. Nicht nur uns, sondern auch ihm stehen wir gegenüber, in dieser Dreiecks-Beziehung erfüllt sich zugleich unser Leben und unsere Liebe.

Wenn uns der andere anblickt, wahrnimmt, hört und antwortet, - sei es Gott oder ein anderer Mensch - dann werden wir schön. Wenn wir einander eine Hilfe sind (1. Mose 2,18), dann werden wir dankbar und spüren Sinn in unserem Leben. Das macht etwas mit uns, wärmt uns und gibt uns Kraft. Die Schöpfung als ein Akt der Liebe stiftet erneut Liebe. Die Liebe ist das große Geschenk der Schöpfung. Die Schöpfung atmet die Liebe.

Liebe zu üben ist zugleich eine Aufgabe. Wir müssen den Atem der Liebe auch hören und spüren. Die Kriegsgeschichte, die ich eingangs erzählte, erzählt qualvoll, wie wir an dieser Aufgabe komplett scheitern können, einander ausbeuten, aggressiv werden und uns übervorteilen. Wir spüren, wie das Tohuwabohu, aus dem wir geschaffen worden sind, immer noch unter unseren Füßen brodeln und wir

mit dem grauen Einerlei liebäugeln, in dem uns der Andere vollkommen einerlei ist.

Das alles wissen wir nur zu gut. Aber wie schön, dass wir in der Bibel viele Texte haben, die erzählen, wie das Leben siegt, Menschen diese wunderbare Dreiecksgeschichte aufrecht erhalten und darin eine tiefe Erfüllung finden. Zum Schluss möchte ich eine Stimme aus dem Hohenlied im Alten Testament tief atmen lassen. Hier schreibt einer oder eine, die oder der keine Kriegsgeschichte zu erzählen weiß, sondern viel schönere Erfahrungen machen konnte. Ein Liebeswunsch an einen anderen, eine Beschreibung von einem, der den Atem der liebevollen Schöpfung auf der Haut spürt und der sich in der Schöpfung Gottes einfach nur sehr gut aufgehoben fühlt:

*Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz,
wie ein Siegel auf deinen Arm.
Denn Liebe ist stark wie der Tod
und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich.
Ihre Glut ist feurig
und eine Flamme des HERRN. (Hld 8,6)*

Amen.

Christa Hunzinger

Schöpfung in den Psalmen

Predigttext: Psalm 104 nach der Übersetzung von Willy Schottroff³

(1) Von David.

Preise, meine Seele, den Ewigen! Ewiger, mein Gott, du bist sehr groß, in Pracht und Glanz bist du gekleidet,

(2) du hüllst dich in Licht wie in einen Mantel, du spannst den Himmel aus wie ein Zeltdach,

(3) du zimmerst deine Obergemächer auf den Wassern, du machst dir Wolken zu Wagen, fährst auf den Flügeln des Windes einher,

(4) du machst Winde zu deinen Boten, zu deinen Dienern lodernde Feuerflammen.

(5) Du hast die Erde auf Fundamentpfeiler fest gegründet - sie wankt nie und nimmer.

(6) Die Urflut bedeckte sie wie ein Gewand, über den Bergen standen die Wasser.

(7) Vor deinem Drohen sind sie entflohen, vor dem Laut deines Donners zerstoben.

(8) Sie stiegen hinauf auf Berge, liefen hinab in Täler, an den Ort, den du ihnen gegründet hast.

(9) Eine Grenze hast du gesetzt, die überschreiten sie nicht; sie kehren nicht wieder, um die Erde zu bedecken.

³ Zitiert in: Dorothee Sölle, Luise Schottroff: Den Himmel erden. Eine ökofeministische Annäherung an die Bibel. Dtv München 1996, S. 29 - 31.

- (10) Du entsendest Quellen in die Täler, zwischen Bergen fließen sie hin,
(11) tränken alle Tiere des Feldes, Wildesel löschen ihren Durst;
(12) über ihnen wohnen die Vögel des Himmels, inmitten der Zweige erheben sie die Stimme.
(13) Du tränkst aus deinen Obergemächern die Berge, von der Frucht deiner Werke wird die Erde satt.
(14) Du lässt Gras sprossen für das Vieh und Kraut als Lohn für die Arbeit der Menschen, dass Brot hervorgehe aus der Erde
(15) und Wein, der das Herz der Menschen erfreut, damit das Antlitz erglänze von Öl und Brot das Herz der Menschen stärkt.
(16) Satt werden die Bäume des Ewigen, die Libanonzedern, die du gepflanzt hast,
(17) in denen die Vögel nisten - der Storch, im Wacholder hat er sein Haus.
(18) Die hohen Berge gehören den Steinböcken, Felsen bieten den Klippdachsen Zuflucht.
(19) Du hast den Mond gemacht zur Bestimmung der Zeiten, die Sonne kennt ihren Untergang.
(20) Du bringst Finsternis, und es wird Nacht. In ihr regt sich alles Wild des Waldes:
(21) Die Löwen brüllen nach Beute und um von Gott ihre Nahrung zu fordern.
(22) Geht die Sonne auf, so machen sie sich davon und lagern in ihren Höhlen.
(23) Da gehen die Menschen hinaus zu ihrem Tagwerk und an ihre Arbeit bis zum Abend.
(24) Wie zahlreich sind deine Werke, Ewiger! Sie alle hast du in Weisheit geschaffen, voll ist die Erde von deinen Geschöpfen.

(25) Da ist das Meer, groß und ausgedehnt: Dort ist Gewimmel ohne Zahl, kleine Tiere zusammen mit großen.

(26) Dort ziehen Schiffe ihre Bahn, der Leviatan, den du gebildet hast, um mit ihm zu spielen.

(27) Sie alle warten auf dich, dass du ihnen Nahrung gibst zu ihrer Zeit.

(28) Wenn du ihnen gibst, sammeln sie ein; tust du deine Hand auf, werden sie mit Gutem gesättigt.

(29) Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie; ziehst du ihren Atem zurück, so verscheiden sie und kehren zurück zu ihrem Staub.

(30) Sendest du deinen Atem aus, so werden sie erschaffen, und du erneuerst das Antlitz der Erde.

(31) Die Herrlichkeit des Ewigen währe immerdar, es freue sich der Ewige seiner Werke,

(32) du blickst zur Erde hin, und sie erbebt, rührst die Berge an, und sie rauchen.

(33) Ich will dem Ewigen singen, solange ich lebe, aufspielen meinem Gott, solange ich bin.

(34) Möge mein Lobgesang ihm angenehm sein! Ich aber, ich freue mich des Ewigen.

(35) Mögen die Sünder verschwinden von der Erde und die Übeltäter nicht mehr sein! Preise, meine Seele, den Ewigen. Halleluja!

Schöpfung in den Psalmen ist heute unser Thema – heute, am Palmsonntag. Es ist ein Sonntag, der in vielen Kirchen, vor allem bei unseren katholischen Geschwistern, mit Palmzweigen oder anderem frischen Grün der neuerwachten Schöpfung gefeiert wird. Die Palmzweige erinnern an den Einzug Jesu in Jerusalem. Damals begrüßten die Menschen Jesus mit Palmzweigen und riefen mit Worten aus

dem 118. Psalm: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“ (*Psalm 118, 26a*). Sie nahmen alte Worte der Hebräischen Bibel, um ihre Gefühle, ihren Glauben auszudrücken.

Die Psalmen – das Gesangbuch des Volkes Israel. Hier finden auch wir alte Worte, die auf ganz dichte Weise die unterschiedlichsten Stimmungen im Glauben ausdrücken: Lob und Dank, Freude und Klage, Vertrauen und Angst, Trauer und Verzweiflung. Oft finde ich in den Psalmen meine eigenen Gefühle besser beschrieben als in eigenen Worten oder modernen Texten.

Das Thema Schöpfung kommt in einer ganzen Reihe von Psalmen vor. Dabei drücken diese Psalmen vor allem das Staunen, die Freude über Gottes Schöpfung aus. In poetischen Bildern beschreiben sie die Schönheit der Schöpfung und die Größe des Schöpfers: *„Ewiger, mein Gott, du bist sehr groß, in Pracht und Glanz bist du gekleidet, du hüllst dich in Licht wie in einen Mantel, du spannst den Himmel aus wie ein Zeltdach, du zimmerst deine Obergemächer auf den Wassern, du machst dir Wolken zu Wagen, fährst auf den Flügeln des Windes daher“* (*Psalm 104, 1 – 3*). Nicht immer stimmen die Bilder mit unserem heutigen wissenschaftlichen Verständnis der Entstehung der Erde überein. Aber das ist auch nicht nötig – entscheidend ist die Grundaussage: Gott ist Urgrund der Schönheit der Schöpfung, er ist Schöpfer der Welt.

Diese Aussage bleibt, auch wenn die Psalmen Bilder aus anderen Traditionen und Religionen aufnehmen. So verwendet der 104. Psalm ähnliche Motive wie der große Sonnen-Hymnus des Echnaton aus Ägypten. Im Sonnen-Hymnus heißt es: „Wie

zahlreich sind deine Werke, die dem Angesicht verborgen sind, Du einer Gott, dessengleichen nicht ist! ... Die Erde entsteht auf deinen Wink, wie du sie geschaffen hast: Du gehst auf für sie – sie leben, du gehst unter, sie sterben.“⁴ Der Psalmbeter benutzt die Schönheit der Bilder, aber er sagt: Wir glauben, dass unser Gott, Adonaj, der uns aus Ägypten herausgeführt und aus der Knechtschaft befreit hat, Schöpfer der Welt ist und nicht ein von den Ägyptern angebeteter Sonnengott.

Oft verbinden die Psalmen daher das Lob Gottes als Schöpfer mit dem Lob Gottes als Retter und Erlöser. So auch der 136. Psalm, den wir zu Beginn des Gottesdienstes gemeinsam gebetet haben. Es ist ein Psalm voller Dank über Gottes Güte, die ewig währt. Erst wird diese Güte mit Gottes Handeln in der Schöpfung begründet: „Der allein große Wunder tut, ..., der die Himmel mit Weisheit gemacht hat. ... Der die Erde über den Wassern ausgebreitet hat ... Der große Lichter gemacht hat: ... die Sonne, den Tag zu regieren, ... den Mond und die Sterne, die Nacht zu regieren“. Dann wird übergangslos Gottes Handeln in der Geschichte gepriesen: „Der die Erstgeborenen schlug in Ägypten ... und führte Israel von dort heraus. ... Der das Schilfmeer teilte ...“ und so weiter. Der Psalm endet wieder mit dem Blick auf die gesamte Schöpfung: „Der Speise gibt

⁴ Der große Sonnen-Hymnus des Echnaton. Aus: Jan Assman, Der „Große Hymnus“ des Echnaton von Amarna, TUAT 2.6. Gütersloh, 1991, S. 848 – 853. Zitiert nach: <http://www.uni-due.de/~gev020/courses/course-stuff/egypt-sunhymn.htm>

allem Fleisch, denn seine Güte währet ewiglich.“ Gott wirkt nicht nur allgemein in der Schöpfung, in der Natur, sondern immer auch ganz konkret in der Geschichte. Und wir als Christen glauben, dass diese Geschichte Gottes mit den Menschen seine Fortsetzung und Höhepunkt in Jesus Christus hat. Seinen Einzug in Jerusalem bedenken wir heute. Durch sein Leben und Sterben und seine Auferstehung werden wir alle hinein genommen in den Bund Gottes mit Israel.

Der 104. Psalm ist einer von ganz wenigen Psalmen, der die Geschichte Gottes mit seinem Volk nicht erwähnt, sondern sich ganz auf die Schöpfung beschränkt.⁵ Beim ersten Hören wirkt der Psalm wie ein reiner Lobgesang. Alle Schöpfung ist gut, eine heile Welt wird uns vor Augen geführt. Sie scheint unendlich weit entfernt zu sein von den dramatischen Klimaproblemen heute. Für eine Bibelarbeit zu diesem Psalm beim Kirchentag 1995 in Hamburg schrieb Dorothee Sölle daher einen Gegenpsalm. Er beginnt auf folgende Weise:

„Licht ist dein Kleid, das du anhast
aber ich sehe ein anderes Licht
heller als tausend Sonnen
verstrahlt es alles
was unter ihm lebt

⁵ Nach Gerhard von Rad gibt es drei Psalmen, „die gemeinhin als die Kronzeugen des alttestamentlichen Schöpfungsglauben gelten: Ps. 19; 104: 8.“ (Gerhard von Rad, Das theologische Problem des alttestamentlichen Schöpfungsglaubens. In: Gerhard von Rad, Gesammelte Studien zum Alten Testament. München 1961, S. 143.

Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich
aber ich sehe den Himmel
der Hautkrebs macht
weil seine Schutzschicht zerrissen ist
Du hast das Erdreich gegründet
auf festem Boden
dass es bleibe
aber ich sehe das Meer sich ausdehnen
durch Erwärmung
und die Stadt verschlingen
in der ich lebe
Du hast eine Grenze gesetzt
darüber kommen sie nicht
aber ich sehe eine Macht,
die keine Grenze respektiert ...“⁶

Atomkatastrophe, Erderwärmung, Klimawandel – wie passt das zusammen mit dem 104. Psalm? Beim näheren Hinschauen wird deutlich: der Psalm schildert keine reine Idylle: Er spricht von Löwen, die nach Beute brüllen (V. 21), von Erdbeben und Vulkanen (V. 32), von Geschöpfen, die sterben und zu Staub zurückkehren, wenn Gott seinen Atem entzieht (V. 29). Er tut das sehr poetisch. Umso mehr überrascht der letzte Vers durch eine ganz eigene Sprache und Aussage: „Mögen die Sünder verschwinden von der Erde und die Übeltäter nicht mehr sein!“ (V. 35) Der Psalmbeter sieht genau: vieles auf der Erde ist im Argen, die Menschen tun Übles und versündigen sich an Gottes guter Schöpfung. Ihnen ist kein Baum, kein Storch, kein Klipp-

⁶ Dorothee Sölle, Luise Schottroff: Den Himmel erden. Eine ökofeministische Annäherung an die Bibel. Dtv München 1996, S. 40f.

dachs, kein Meer, kein Gott heilig. Und das Schlimme ist: Mit meinem alltäglichen Handeln gehöre auch ich immer wieder dazu.

Der Psalm redet in Vers 9 von einer Grenze, die Gott gesetzt hat. Diese Grenze bezieht sich im Psalm auf die Wasser der Urflut, die die Oberfläche der Erde nicht wieder bedecken sollen. Sie erinnert an Gottes Zuspruch an Noah und seine Familie: „Ich richte meinen Bund so mit euch auf, dass hinfort nicht mehr alles Fleisch verderbt werden soll durch die Wasser der Sintflut und hinfort keine Sintflut mehr kommen soll, die die Erde verderbe.“ (1. Mose 9,11) Hier ist eine Grenze gemeint, die nicht Leben einschränkt, sondern überhaupt erst Leben sichert und ermöglicht. Wo brauchen wir heute solch eine Grenze? Wo brauchen wir Grenzen des Wachstums, Grenzen der Forschung, damit weiterhin Leben ermöglicht und geschützt wird? Ist es nicht geradezu Aufgabe unserer Zeit, Grenzen zu ziehen „gegenüber dem Immer-mehr, Immer-schneller, Immer-weiter“⁷? Nicht solche Grenzen, die den eigenen Wohlstand, die eigene heile Welt sichern. Vielmehr brauchen wir Grenzen, die das Leben gerade der Schwächsten unserer Gesellschaft und unserer Welt erst ermöglichen.

Der 104. Psalm sieht den Menschen nicht als Krone der Schöpfung, sondern vielmehr als ein Teil dieser

⁷ Vgl. Jürgen Ebach, „Eine Grenze hast du bestimmt, dass sie die nicht überschreiten“. Bibelarbeit über Psalm 104,9. In: Jürgen Ebach, Weil das, was ist, nicht alles ist. Theologische Reden Bd. 4. Verlag Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik e.V. Frankfurt/Main 1998, S. 71f.

viel größeren Schöpfung. *„Du lässt Gras sprossen für das Vieh und Kraut als Lohn für die Arbeit der Menschen, dass Brot hervorgehe aus der Erde und Wein, der das Menschen Herz erfreut“* (V. 14 – 15a). Gott sorgt für Tiere und Menschen. Aber er tut es nicht auf gleiche Weise: Während Gott den Tieren die Nahrung direkt zukommen lässt, stellt er dem Menschen gleichsam die Rohstoffe zur Verfügung – die verschiedenen Saatzpflanzen, aus denen der Mensch etwas macht. Durch unsere Arbeit werden wir Menschen zu Mitarbeitenden in Gottes Schöpfung. Diese Fähigkeit zur Arbeit unterscheidet uns Menschen von Tieren. Und diese Arbeit soll nicht nur zum Broterwerb sein, nein, auch zur Freude: Dafür steht der Wein und das Öl, das hier zur Kosmetik verwendet wird, „damit das Antlitz erglänze von Öl“ (V. 15) – Arbeit auch für Freude und Schönheit.⁸

Und noch etwas unterscheidet uns Menschen von den Tieren: das Lob Gottes für seine Schöpfung, die so zerbrechlich und doch zugleich oder gerade deshalb so schön ist. Das Lob Gottes, das sieht, dass wir Menschen nur ein kleiner Teil der großen wunderbaren Schöpfung Gottes, und das zugleich immer wieder neu danach sucht, wo wir unseren Beitrag leisten können zum Erhalt dieser schönen Schöpfung Gottes. Wir haben die Zusage, dass

⁸ Die Gedanken dieses Absatzes stammen aus dem Aufsatz von Jürgen Ebach: „Bunte Liste. Bibelarbeit über Psalm 104“ In: Jürgen Ebach, Weil das, was ist, nicht alles ist. Theologische Reden Bd. 4. Verlag Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik e.V. Frankfurt/Main 1998, S. 41f.

Gott unsere Erde nicht zerstören will. Gott möchte sie vielmehr erhalten und erneuern. „Sendest du deinen Atem aus, so werden sie erschaffen, und du erneuerst das Antlitz der Erde.“ (V. 30) Gott schenkt uns seinen Geist, seinen Atem, damit auch wir den langen Atem behalten, uns in kleinen beharrlichen Schritten für den Erhalt seiner Erde einzusetzen. Gott erneuert die Erde, er schenkt neues Leben auch über Leiden und Tod hinaus. Das feiern wir zu Ostern – neues Leben auch gegen allen Augenschein.

Ich möchte schließen mit einem Gebet. Es ist der letzte Absatz eines Gebets, mit dem Dorothee Sölle ihre Bibelarbeit beim Hamburger Kirchentag beendet hat:

„Gott, deine Geistin erneuert das Gesicht der Erde
Erneuere auch unser Herz
und lass uns wieder miteinander leben.
Lehr uns zu teilen statt zu resignieren,
das Wasser und die Luft,
die Energie und die Vorräte.
Zeig uns, dass die Erde dir gehört
und darum schön ist.“⁹
Amen.

⁹ Dorothee Sölle, Luise Schottroff: Den Himmel erden. Eine ökofeministische Annäherung an die Bibel. Dtv München 1996, S. 61.

Hanna Lehming

Schabbat

Predigttext: 1. Mose 1, 31 - 2, 4a

„Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte; und siehe, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag.

So wurden vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer. ² Und so vollendete Gott am siebten Tag seine Werke, die er machte, und ruhte am siebten Tag von allen seinen Werken, die er gemacht hatte. Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm ruhte von allen seinen Werken, die Gott geschaffen und gemacht hatte.

So sind Himmel und Erde geworden, als sie geschaffen wurden.“

Liebe Jerusalem-Gemeinde,
am sechsten Tag ist die Welt nicht fertig. Alles ist schon da, alles hat Gott ins Leben gerufen Himmel und Erde, Licht und Finsternis, Abend und Morgen, Feste und Wasser, Erde und Meer, Gras und Kraut und Bäume und Früchte, Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wassertiere, Vögel, Vieh, Gewürm und Tiere des Feldes – und schließlich am sechsten Tag: den Menschen.

„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“

Da ist kein Zweifel an der Schönheit der Welt und am Sinn des Lebens. Alles ist sehr gut, auch Sie und ich. Auch der Mensch ist eine Freude in den Augen Gottes. „Siehe, es war sehr gut.“

Eigentlich wäre das eine schöne, ermutigende, fröhlich stimmende, und vor allem kurze Predigt: Freut euch mit Gott an seiner Schöpfung! Sie ist sehr gut. Das mag einem an einem schönen sonnigen Früh Sommertag ganz besonders leicht fallen, wenn man ihn denn genießen kann. Ihnen in den Krankenzimmern fällt es vielleicht nicht ganz so leicht. Aber vielleicht – so stelle ich mir vor – ist es ja sogar mitten in der Großstadt am frühen Morgen einmal so still, dass man jetzt in der Sommerzeit bei geöffnetem Fenster sogar die Vögel singen hören kann. Ich wünsche es Ihnen!

Und vielleicht können Sie dann sogar für einen Moment Schmerzen und Sorgen vergessen und einfach innerlich einstimmen: Ja, lieber Gott, die Welt, die Du geschaffen hast, ist schön!

„Und siehe, es war sehr gut.“

Und doch: Die Schaffung der Welt ist mit dem sechsten Tag nicht vollendet. Ausdrücklich heißt es: „Und so vollendete Gott am siebten Tag seine Werke, die er machte“. Was fehlte denn noch? Eigentlich doch nichts, was uns selbst bei angestrengtem Nachdenken einfallen könnte.

Umso überraschender die Antwort des biblischen Textes: „Und so vollendete Gott am siebten Tag seine Werke, die er machte: und ruhte am siebten Tag von allen seinen Werken, die er gemacht hatte.“

Gott vollendet die Schöpfung, indem er ruht!

Erst mit der Ruhe des siebten Tages ist die Schöpfung vollendet.

Ich nehme an, die meisten von Ihnen werden diesen biblischen Text kennen, und so sind Sie von diesem Vers ja nicht überrascht. Doch wenn wir darüber nachdenken, ist es eigentlich paradox sich vorzustellen, Ruhen als Vollendung des Schaffens zu verstehen. Warum ruht Gott?

Der jüdische Religionsphilosoph Abraham Heschel hat sich darüber viele Gedanken gemacht. Er sagt: Menschen leben in Raum und Zeit. Doch der Umgang mit dem Raum beschäftigt uns viel mehr als der mit der Zeit. Im Bereich der Technik verbrauchen wir Zeit, um Raum zu gewinnen. Unser Hauptziel ist, unsere Macht in der Welt des Raumes auszuweiten. Aber mehr haben, heißt noch nicht mehr sein. Die Macht, die wir in der Welt des Raumes erlangen, endet plötzlich an der Grenze der Zeit. Das erfährt z. B. derjenige besonders einschneidend, wer krank wird.

Im Reich der Zeit aber ist das Ziel nicht Haben, sondern Sein, nicht besitzen, sondern Geben, nicht Beherrschen, sondern Teilen, nicht Unterdrücken, sondern Solidarität üben. Doch das Reich der Zeit ist den meisten von uns schwer zugänglich.

Kinder können – wie wir Erwachsenen sagen – die Zeit vergessen. In Wirklichkeit sind spielende Kinder in der Zeit ganz und gar präsent, vergessen eher den Raum. Ins Spiel versunken, füllen sie die Zeit, erfahren sie Zeit. Die Zeit wird ihnen zum Segen und mit ihnen jedem Erwachsenen, der sich für ei-

nen Moment ihrem Spiel hingeben und die Zeit mit ihnen teilen kann.

Das Leben läuft falsch, wenn die Beherrschung des Raumes, der Erwerb oder die Herstellung von Dingen des Raumes unser einziges Anliegen ist.

Aber vielleicht haben Menschen natürlicherweise ein näheres Verhältnis zu den Dingen, denn die Dinge des Raumes sind dem Menschen in die Hände gegeben. Im täglichen Leben befassen wir uns vorrangig mit dem, was unsere Sinne uns vermitteln: was die Augen sehen, die Finger berühren. Realität ist für Erwachsene Dinghaftigkeit, sie besteht aus Materie, die Raum einnimmt. Als Vikare hatten wir einmal Gelegenheit, einen Bischof danach zu fragen, worin sein Amt besteht. Daraufhin holte der Bischof seinen Terminkalender aus der Tasche und las die eingetragenen Dienstreisen und sonstige Termine vor. Das hat mir einen gründlichen Schrecken eingejagt. Der Inhalt der Zeit zer-rann dem Bischof offenbar unter den Fingern, entfernte sich von ihm mit jedem Kilometer seiner endlosen Dienstreisen. Was blieb, waren Einträge im Kalender.

Selbst Gott wird von vielen Menschen als ein Ding vorgestellt. Die meisten Religionen verehren ihren Gott an heiligen Orten. Manche Philosophen verstanden das höchste Wesen als unendlichen Raum, aber eben – als Raum oder im Raum. In der Bibel ist das anders. Das Wort „heilig“ wird in der Bibel zum ersten Mal nicht für einen Ort benutzt – etwa den Berg Sinai oder den Tempel – sondern für die

Zeit: „Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn“. Am Sinai wurde die Heiligkeit des Menschen verkündet: „Ihr sollt mir ein heiliges Volk sein“. Doch erst, als der Mensch damit begann, Dinge zu verehren – das Goldene Kalb – wurde die Heiligkeit eines Ortes befohlen, nämlich der Stiftshütte.

Doch als die Geschichte begann, gab es nur eine Heiligkeit in der Welt, die Heiligkeit der Zeit.

Denn die Zeit bestimmt nun einmal das Wesen des Menschseins, ja, das Wesen der Zeit bedrängt uns vielleicht mehr als das Wesen des Raums. Denn die Zeit begrenzt uns, zeigt uns unsere Endlichkeit, menschliche Zeit vergeht mit jedem Tag. Immer mehr Menschen vor allem in den westlichen Industriestaaten verwenden immer mehr Zeit darauf, das Wesen der Zeit zu ignorieren, weil es ihnen Angst macht.

Doch der Mensch kann dem Problem der Zeit nicht aus dem Weg gehen. Je länger wir darüber nachdenken, desto klarer erkennen wir: Man kann die Zeit nicht durch den Raum überwinden. Nur in der Zeit können wir Herren der Zeit werden und Menschen bleiben. Wie geht das?

Gott selbst hat den Anfang gemacht. Er hat uns durch sein Beispiel vorgelebt und geboten, die Zeit nicht zu verpassen, sondern sie zu segnen.

Drei Taten Gottes kennzeichnen den siebten Tag: Er ruhte, Er segnete und Er heiligte den siebten Tag. Diese drei Kennzeichen wollen wir besser verstehen, damit wir uns in der Welt der Dinge nicht verlieren, sondern zum Kern unserer Existenz fin-

den und uns als einen Teil der Schöpfung begreifen lernen:

Warum ruht Gott? Wir verbinden mit dem Gebot der Ruhe oft den Gedanken der Erholung. Ruhe dient dazu, Kraft zu tanken für den nächsten Tag, für die Aufgaben der kommenden Woche. Solche Begründungen liest man manchmal sogar in kirchlichen Erklärungen zur Sonntagsruhe. Doch mit dem Ruhens Gottes am siebten Tag hat dies nichts zu tun. Das Werk seiner Hände – wenn man so sagen darf – war ja getan. Er musste nicht auftanken für den nächsten Schöpfungsakt. Der siebte Tag, im Judentum ‚Schabbat‘ genannt, ist nicht um der Wochentage willen da; die Wochentage sind um des Schabbat willen da. Er ist nämlich kein Intermezzo, sondern Höhepunkt des Lebens, die Feier des Lebens.

Die Ruhe des siebten Tags krönt Sein Werk. Die Ruhe des siebten Tags ist das Ziel der Schöpfung. Im Judentum heißt es, der Schabbat sei eine Erinnerung an die Schöpfung und ein Vorgeschmack auf die kommende Welt. Arbeiten ist an diesem Tag verboten. Was aber gilt als Arbeit? Jede Tätigkeit, die in die geschaffene Welt eingreift und sie verändert. Das Umgraben eines Ackers ist also ganz offensichtlich Arbeit. Doch auch das Anzünden von Feuer ist nicht erlaubt, nicht so sehr deshalb, weil der Akt des Anzündens eines Streichholzes so beschwerlich wäre. Es ist vielmehr deshalb verboten, weil die Flamme Sauerstoff verbraucht und ein Holz verzehrt. Dies ist aber ein Eingriff in den Bestand der Schöpfung und daher verboten. So ist es auch

verboten, am Schabbat mit Geld oder Naturalien zu bezahlen. Warum? Weil mit dem Bezahlen ein Austausch von Gütern stattfindet, also wieder ein Eingriff in den Bestand der Welt. Natürlich ist der Bestand der Welt an keinem Freitagabend, wenn der Schabbat beginnt, ein paradiesischer. Doch die Übung, sich zu enthalten, mit dem Wirken und Werken aufzuhören, nicht einzugreifen in den Lauf der Dinge, ist eine Erinnerung daran, dass die Welt schon geschaffen ist und dass das Eingreifen des Menschen auch zerstörerisch wirken kann und wirkt.

Denn nicht allein das Arbeiten macht den Menschen zum Menschen, sondern vielleicht noch viel mehr das Aufhören können, die Einsicht in die eigenen Grenzen, der Verzicht auf Ausübung von Macht über die Dinge. Das ist nicht so einfach. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie schwer es ist, einfach still zu sitzen, nicht über Aufgaben und Pflichten nachzudenken, nicht mit irgendeiner Tätigkeit beschäftigt zu sein, sondern auf sich selbst zurück geworfen und konzentriert zu sein. Unvermeidlich entsteht die Frage: Wer bin ich eigentlich, wenn ich nichts tue?

Die Ruhe des siebten Tags – das wird aus dem Gesagten vielleicht schon deutlich – ist aber nicht einfach Faulenzerei: bis 12 Uhr mittags Schlafen, vor dem Fernseher sitzen, wieder schlafen und dann ins Bett gehen.

Die Ruhe des siebten Tags braucht Disziplin. Sie hat eine Ordnung, denn sie ist dazu gedacht, den Menschen auf den Kern seines Lebens zu führen,

ihn daran zu erinnern, wer er ist und was die Welt ist. Ein Tag der Woche, ausgesondert für die Freiheit, ein Tag, an dem wir die Werkzeuge, die manchmal sogar zu Waffen der Vernichtung geworden sind, nicht benutzen – wie z. B. das Auto. Ein Tag, an dem wir für uns selbst da sind. Ein Tag, an dem wir nicht die Götzen des materiellen Lebens anbeten. Ein Waffenstillstand im wirtschaftlichen Kampf mit unseren Mitmenschen und mit den Kräften der Natur, in allen persönlichen und sozialen Konflikten, Friede zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Natur, Friede im Menschen. Am siebten Tag bestätigt der Mensch seine Unabhängigkeit von dem, was die restlichen sechs Tage seiner Woche bestimmt.

Darum ist das zweite Kennzeichen des siebten Tags die Segnung der Zeit. Das Verbot der Arbeit ist nicht der Sinn und das Wesen des Schabbat, aber offenbar seine Voraussetzung. Sinn und Wesen des Schabbat ist es, die Zeit als Segen zu erfahren. Das Sein zu feiern. Singen, Gottesdienst feiern, gut essen, Bibel lesen, mit anderen Menschen reden und zusammen sein. Und in alledem: Gottes Schöpfung loben. Nicht in sie eingreifen, nicht an ihr herumdoktoren, sich nicht verwirklichen wollen, sondern uns daran freuen wie Gott uns und die ganze Kreatur geschaffen hat.

„Und siehe, es war sehr gut.“

Und schließlich: Gott heiligte die Zeit. Am heiligen Ort sprach Gott zu Mose: „Zieh deine Schuhe aus, denn der Boden auf dem du stehst, ist heiliger Boden“. Es gibt eine Grenze zwischen dem Profanen,

dem Alltäglichen, und dem Heiligen. Der Mensch soll sich dessen bewusst sein und nicht bewusstlos in der Welt herumtappen, nicht im Raum und nicht in der Zeit. Unterscheiden lernen ist der Anfang der Welt: Und Gott schied: das Licht von der Finsternis, Wasser und Feste, Oben und Unten, Tag und Nacht. Es ist nicht alles gleich in Gottes Welt. Geht bewusst in den Ausgang der Woche und den Beginn des siebten Tages. Dann könnt ihr die Zeit als ein Geschenk erleben, als einen neuen und immer wieder neuen Anfang.

Den Schabbat als Inbegriff der Zeit, die Gott schenkt, hat das Christentum verloren, als es sich für den Sonntag als Feiertag entschied. Aber vielleicht bewahren die Ruhe des Sonntags und die Stunde des Gottesdienstes die Phantasie für uns auf, wie die Heiligung der Zeit für uns erfahrbar bleiben könnte.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

Hans-Christoph Goßmann

Schönheit der Schöpfung

Liebe Jerusalem-Gemeinde,
in dem Schöpfungsbericht im ersten Kapitel der Bibel, den wir soeben in der alttestamentlichen Lesung gehört haben, wird dargelegt, dass Gott alles erschaffen hat, was notwendig ist, damit sich in Seiner Schöpfung das Leben entfalten kann: Er hat Himmel und Erde erschaffen, indem Er als Erstes das Licht erschuf und es von der Finsternis unterschied. Denn ohne Licht kann zwar der Geist Gottes existieren – der schwebte ja schon auf dem Wasser, als es noch kein Licht gab –, aber fast keine Tiere und Pflanzen, denn die allermeisten von denen können ohne Licht nicht leben. Und wir Menschen sind auf das Licht zum Leben ebenfalls angewiesen. Mit dem Licht hat Gott zugleich die für das Leben nicht minder wichtige Zeitstruktur erschaffen, die Unterscheidung von Tag und Nacht. Dann schuf Gott den Raum zum Leben in Gestalt von Himmel, Erde und Meer. Nachdem Er so den für jegliches Leben unverzichtbaren Rahmen geschaffen hatte, schuf Gott die Pflanzen, Gräser, Kräuter und Bäume. Danach wandte Er sich wieder der Zeitstruktur zu und schuf Sonne, Mond und die übrigen Gestirne, damit durch sie Tag und Nacht unterschieden werden können. Anschließend rief Gott die Tiere ins Leben: Fische, Vögel und die Tiere, die auf dem Land leben. Damit war der Lebensraum für uns Menschen gegeben und so schuf Gott nun die Menschen und übertrug ihnen die Verant-

wortung für Seine Schöpfung. Danach vollendete Gott Seine Schöpfung, indem Er am siebenten und letzten Tag ruhte und diesen Tag segnete und heiligte.

Nehmen wir dieses Schöpfungswerk Gottes in den Blick, so wird deutlich: Alles, was zum Leben notwendig ist, ist da. Nichts hat Gott vergessen oder übersehen. Aber das ist bei weitem nicht alles. Es würde viel zu kurz greifen, würden wir Gottes Schöpfung nur unter funktionalem Aspekt sehen. Denn sie funktioniert nicht nur, indem sie alles enthält, was zum Leben nötig ist – nein, sie ist auch schön. Wir würden die Schöpfung Gottes nur sehr eingeschränkt wahrnehmen, wenn wir keinen Blick für ihre Schönheit hätten. Denn Gott selbst ist schön. Der 104. Psalm, mit dessen Worten wir zu Beginn dieses Gottesdienstes gemeinsam gebetet haben, beginnt mit den Worten: „Lobe den HERRN, meine Seele! HERR, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast“ (Verse 1.2a). Dementsprechend ist auch die Schöpfung Gottes schön, wie den weiteren Worten dieses Psalms zu entnehmen ist: „Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich“ (Vers 2b). Dieser gesamte Psalm bringt die überschwängliche Schönheit der Schöpfung zum Ausdruck. Lassen wir uns in das Lob der Schöpfung und ihrer Schönheit hinein nehmen, lassen wir uns von ihr berühren und ergreifen! In diesem Loblied der Schöpfung geht es um mehr als lediglich um ihre Funktionalität; es geht um ihre Schönheit, die hier gepriesen wird. Und so ist es kein Zufall, dass dies in einer sprachlichen Gestalt geschieht, die bei weitem nicht nur die Gegebenhei-

ten sachlich korrekt benennt, sondern die ihrerseits sprachlich schön ist – in dem der Übersetzung zugrunde liegenden hebräischen Text ebenso wie in seiner Übersetzung in die deutsche Sprache.

Was ist sie aber, diese Schönheit? Was macht sie aus? Weit davon entfernt, diese beiden Fragen erschöpfend zu beantworten, möchte ich dennoch einen Aspekt benennen: Es geht bei der Schönheit um etwas, was rein funktional betrachtet als entbehrlich erscheinen mag, aber die Quelle einer Freude sein kann, die dem Leben Tiefe und Qualität verleiht. Ohne dieses Moment der Freude wäre das Leben letztlich nicht das, was es gemäß dem Willen des Schöpfers sein sollte.

Wer einen Menschen liebt, findet ihn schön und freut sich an seiner bzw. ihrer Schönheit. Im Hohelied der Liebe findet die Freude über diese Schönheit auf vielfältige Art und Weise ihren Ausdruck. Um nur einige wenige dieser wunderschönen Beschreibungen der Schönheit wiederzugeben: Die Geliebte wird als „Schönste unter den Frauen“ (1, 8) bezeichnet. Ihr wird gesagt: „Ich vergleiche dich, meine Freundin, einer Stute an den Wagen des Pharaos. Deine Wangen sind lieblich mit den Ketten und dein Hals mit den Perlenschnüren“ (1, 9f.) und: „Siehe, meine Freundin, du bist schön; schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen“ (1, 15). Entsprechend sagt die Frau über die Schönheit ihres Geliebten: „Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Jünglingen“ (2, 3) und: „Mein Freund gleicht einer Gazelle oder einem jungen Hirsch“ (2, 9). Ihm selbst sagt sie: „Siehe, mein Freund, du bist schön und lieblich“ (1, 16). In diesen Beschreibungen der Schönheit

findet die Liebe ihren Ausdruck, die diese beiden miteinander verbindet. Würde sexuelle Liebe lediglich funktional unter dem Aspekt der Zeugung von Nachkommen betrachtet, so wäre diese Freude an der Schönheit des geliebten Menschen wohl als verzichtbar zu betrachten. Aber um wie viel ärmer wäre unser Leben, wenn wir nur den Maßstab der Funktionalität anlegen würden!

Um dies an einem weiteren Beispiel zu entfalten: Ginge es lediglich darum, unseren Durst zu stillen und unserem Körper die notwendige Menge an Flüssigkeit zuzuführen, dann bräuchten wir lediglich Wasser. Nun kann es Genuss pur sein, nach einer längeren Zeit in der Wärme kühles, erfrischendes Wasser zu trinken. Wassertrinken hat ein hohes Maß an Genusspotential und erfüllt keineswegs nur eine lebensnotwendige Funktion. Aber es ist gut, dass wir neben dem Wasser und anderen Getränken auch den Wein haben, an dem wir uns erfreuen. In Psalm 104 heißt es: „Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, dass du Brot aus der Erde hervorbringst, dass der Wein erfreue des Menschen Herz und sein Antlitz schön werde vom Öl und das Brot des Menschen Herz stärke“ (Verse 14f.). Zu Gottes Schöpfung gehört auch der Wein, damit der unser Herz erfreue. Er hat keine weitere Aufgabe – aber auch keine geringere.

Die Schönheit gehört also zur Schöpfung Gottes; sie ist ein konstitutiver Teil der Schöpfung. Mit dieser Feststellung könnte die Predigt nun ihr Ende erreicht haben, hätte nicht auch dieser Teil der Schöpfung seine Risiken und Nebenwirkungen.

Können wir als Christinnen und Christen in das Lob der Schönheit einstimmen, ohne auch den Schönheitswahn – ja, von einem solchen wird man wohl sprechen müssen – zu sehen, der unser gesellschaftliches Leben mit bestimmt, der dazu führt, dass nur die Menschen als etwas gelten, die jung, schön und nach Möglichkeit auch noch reich sind? Ein flüchtiger Blick in der Werbung zeigt, wie das Schönheitsideal aussieht, an dem Menschen gemessen werden und dem sie zu entsprechen haben, wenn sie nicht ausgegrenzt werden wollen – ein Schönheitsideal, das seine Opfer fordert: Bei weitem nicht alle Mädchen, die an Magersucht leiden, weil sie diesem Ideal entsprechen möchten, überleben dies. Um das an einem anderen, nicht ganz so drastischen Beispiel darzulegen: Schöne Menschen haben in Bewerbungsgesprächen deutlich bessere Chancen, die gewünschte Arbeitsstelle zu bekommen, als Menschen, die nach landläufiger Auffassung nicht schön sind.

Und die Schönheit der eigenen Frau kann nicht nur Quelle der Freude, sondern Anlass zu Lügen und Verleumdungen sein, wie der biblischen Überlieferung zu entnehmen ist: Als Abram mit seiner Frau Sarai nach Ägypten kam, sagte er zu ihr: „Siehe, ich weiß, dass du eine schöne Frau bist. Wenn dich nun die Ägypter sehen, so werden sie sagen: Das ist seine Frau, und werden mich umbringen und dich leben lassen. So sage doch, du seist meine Schwester, auf dass mir's wohlgehe um deinetwillen und ich am Leben bleibe um deinetwillen“ (Genesis 12, 11b-13). Von solchen Lügen aufgrund der Schönheit der eigenen Ehefrau weiß die Bibel noch an zwei weiteren Stellen zu berichten (Genesis 20

und 26, 1-11). Schönheit kann also auch gefährlich sein.

Auch der in Psalm 104 so hoch gelobte Wein birgt massive Gefahren in sich. Darüber legen nicht nur die aktuellen Suchtstatistiken ein bedrückendes Zeugnis ab. Nein, bereits in der Bibel wird deutlich gesagt, dass mit dem Weingenuss von Anbeginn an Gefahr verbunden war. Im ersten Buch der Bibel lesen wir: „Noah aber, der Ackermann, pflanzte als Erster einen Weinberg. Und da er von dem Wein trank, ward er trunken und lag im Zelt aufgedeckt“ (Genesis 9, 20f.). Die Trunkenheit Noahs – so macht der weitere Verlauf dieses Textes deutlich – führt zu schwersten Zerwürfnissen zwischen ihm und seinem Sohn Ham. Das Problem, dass durch Alkoholmissbrauch Familien zerbrechen können, gab es also ebenfalls an Anbeginn an. Und dass Betrunkene oder vermeintlich Betrunkene von ihrer Umwelt nicht viel mehr als Hohn und Spott erwarten können, wird in der Darstellung des Pfingstwunders in der Apostelgeschichte deutlich, wo beschrieben wird, dass Zeugen des Geschehens die vom Heiligen Geist Erfüllten verspotteten und sagten: „Sie sind voll von süßem Wein“ (2, 13b).

Die Schönheit der Schöpfung hat somit Risiken und Nebenwirkungen, die ernst zu nehmen sind. Wie können wir mit ihnen umgehen? Dieser Frage gilt es sich zu stellen. Mein Versuch einer Antwort lautet: Dadurch, dass wir sie im Rahmen der Schöpfung Gottes sehen und sie nicht vergötzen. Konkret bedeutet dies, einen Menschen nicht aufgrund seines Äußeren zu beurteilen und ihn womöglich abzulehnen, wenn er nicht schön aussieht. Das passiert jedoch nicht selten und auch dafür findet sich in der

Bibel ein markantes Beispiel. Denn anhand des Knechtes Gottes wird deutlich, wie ein Mensch verachtet werden kann, wenn er nicht schön, sondern – ganz im Gegenteil – hässlich ist. Im Buch des Propheten Jesaja lesen wir im dreiundfünfzigsten Kapitel: „Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, dass man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn für nichts geachtet. Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Verse 2b – 5). Es war gerade der Hässliche, der alles andere als schön war und abstoßend wirkte, der stellvertretend Leid auf sich nahm und sich dadurch als der Knecht Gottes erwies. Christus begegnet uns auch im Antlitz unserer entstellten Schwester und unseres entstellten Bruders.

Bedeutet dies, nun gleichsam die Schönheit mit Skepsis zu betrachten zu müssen? Nein, keineswegs. Wir können und dürfen uns an ihr freuen. Denn sie ist ein Teil der guten Schöpfung Gottes. Im Lob der Schönheit geht es deshalb letztlich immer um das Lob des Schöpfers. Ihm gilt das Lob, nicht der Schönheit als solcher. Denn alle Schönheit ist vergänglich. Dies wird in der Bergpredigt anhand der Schönheit der Lilien auf dem Felde entfaltet. In Bezug auf die Sorge um die Kleidung sagt Jesus: „Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung?“

Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen?“ (Matthäus 6, 28-30). Schön sind sie, „die Lilien auf dem Felde“, sogar schöner als „Salomo in aller seiner Herrlichkeit“. Aber dennoch werden sie morgen in den Ofen geworfen. Mindert das ihre Schönheit? Nein, denn in der Zeit, wenn sie auf dem Felde stehen und blühen, sind sie eine Quelle der Freude – einer Freude, die Gott uns zugedacht hat und die Er uns durch die Schönheit Seiner Schöpfung schenkt. Dafür lasst uns Ihm Dank sagen.
Amen.

Gothart Magaard

Schöpfung im Gesangbuch

Die Gnade unseres Herren Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch!

Liebe Schwestern und Brüder,
„Schöpfung im Gesangbuch“. Wer denkt nicht sofort an Paul Gerhardt: „Geh aus mein Herz und suche Freud“? Diesen Choral möchte ich betrachten und ein zeitgenössisches Gesangbuchlied dazunehmen, das diesen Choral für unsere Gegenwart fort-schreibt und zuspitzt: „Nun steht in Laub und Blüte, Gott Schöpfer deine Welt.“ (EG 639)

„Geh aus mein Herz“ (EG 503) ist wahrscheinlich der populärste Choral im gesamten Evangelischen Gesangbuch. Erstmals 1653 gedruckt ist es der „Sommer-Hit“ der Evangelischen Christenheit in Deutschland. Genauso gerne wird es in den Gottesdiensten unserer katholischen Brüder und Schwestern gesungen.

1653 – das ruft die schweren und dunklen Jahrzehnte ins Gedächtnis, die Paul Gerhardt und seine Zeitgenossen durchleben mussten. Der Große Krieg, der 30 Jahre lang getobt hatte. Verbrannte Erde überall, verwüstete Felder und Gärten, zerstörte Häuser, zahllose Tote, Wunden und Narben an Leib und Seele der Menschen. Grimmelshausens „Simplicissimus“ legt davon Zeugnis ab.

Gerhardt selbst, 1607 in Sachsen geboren, betont lutherischer Theologe und Dichter, zuerst Hauslehrer, später Pastor in Berlin, dann in Mittenwalde, am Ende bis zu seinem Tod 1676 in Lübben im Spreewald – dieser Paul Gerhardt musste selbst schwere und dunkle Zeiten durchstehen. Die Pest in seiner Universitätsstadt Wittenberg, der Verlust seiner Kinder, der Tod seiner Frau, die Kämpfe mit seinem Landesherrn, der zum reformierten Bekenntnis übergetreten war – das sind einige Stichworte. Es ist kein Zufall, dass die Porträts eine ernste und würdige Persönlichkeit zeigen, die nur selten einmal ein hintergründiges Lächeln aufscheinen lässt.

Als Gerhardt seinen „Sommer-Gesang“ dichtet, wie das Lied in frühen Drucken heißt, herrscht - Gottlob und Gottseidank - wieder Frieden. Es ist eine typische Nachkriegszeit. Stunde Null, man schwankt zwischen müder Resignation und hoffnungsvollem Neuanfang.

Das ist der Hintergrund für die leuchtende Fanfare, mit der das Lied beginnt: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“! Ja, Herz, heraus aus deinem engen Haus. Komm mit nach draußen. Ins Freie. An die frische Luft. In den wunderbaren Garten Gottes. Schlag die Augen auf, mein Herz: Es gibt mehr als Schmerz und Tränen in dieser Welt. Sieh die Blumen im Sommerwind, hör die Vogelstimmen, schmeck den betörend süßen Honig. Es gibt Schönheit. Freude. Hoffnung. Gnade – alles Gaben Deines großen Gärtners.

Schau hin mit Deiner Liebe. Nimm wahr die Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcker. Ist das nicht wunderbar – ein Abglanz vom Garten Eden hinter Dir, ein Fingerzeig auf den neuen Himmel und die neue Erde vor Dir? Koste die Freude am Dasein, Herz.

Tauche ein, lass Dich mitreißen von der überströmenden Fülle des Lebens, die Dich überall umgibt. Mach die Liebe zum Leben groß in Dir – denn Du selbst, Du gehörst doch auch dazu! Was Du siehst, und hörst, und spürst – das ist doch Ausfluss einer überquellenden Schaffensfreude, die Deine Freude und Dein Ja zum Leben hervorlocken will!

Gerhard dichtet einen sommerlichen Sonntagsspaziergang. Der Frühling mit österlichen Narzissen und Tulpen gehört nach damaligen Begriffen zum Sommer mit dazu. Holländische Schiffe hatten die Tulpe gerade nach Europa gebracht.

In einer unerhört anschaulichen, fast zärtlichen Weise feiert Paul Gerhardts Sprache Um- und Mitwelt als paradiesisches Gartenreich. Jede Einzelheit gewinnt durch die in den Worten mitschwingenden biblischen Bezüge eine über sie hinausweisende Bedeutung in der ewigen Geschichte zwischen Mensch und Gott.

„Erdreich“ und „Staub“ in der 2. Strophe verweisen auf die Vergänglichkeit des Irdischen. Das „grüne Kleid“ verkündet Gottes Liebe, die uns – wie auch in Psalm 23 – „auf einer grünen Aue“ hüten will. Narzissen und Tulpen sind schöner als „Salomonis Seide“

– wir denken an die Lilien auf dem Felde in der Bergpredigt.

Das „Täublein“ in der dritten Strophe hat Verwandte im Hohenlied, ebenso der „schnelle Hirsch“, der auch Psalm 42 anklingen lässt. Beide Tiere sind Symbole der Liebe zwischen Gott und Mensch.

„Glucke“, „Hirten“ und „Schafe“ in der vierten und fünften beschwören biblische Bilder für Gottes Zuwendung zu seinem Volk. Die „Honigspeise“ und „des süßen Weinstocks starker Saft“ - Strophe sechs - lässt Assoziationen an das gelobte Land wach werden. Zusammen mit dem Weizen, der in Strophe sieben „mit Gewalt“ wächst, weist der Wein auf das Abendmahl hin.

Eine besondere Rolle spielen Klänge und Töne in Gerhards gedichteter Welt. Wir hören das Rauschen der Bäche, das „Lustgeschrei der Schaf und ihrer Hirten“ und selbstverständlich die „hochbegabte Nachtigall“, sie „ergötzt und füllt mit ihrem Schall Berg Hügel Tal und Felder“.

Martin Luthers singende Frömmigkeit hat hier Pate gestanden, genauso Gerhards geistlicher Lehrer Johann Arndt, für den der Vogelgesang ein Anreiz war, – Zitat - „auf das auch wir Menschen von den Kreaturen lernen, dass alle Kreatur, sonderlich der Mensch, zu Gottes Lob erschaffen sei.“

Es ist kein Zufall, dass ein spontaner Freudengesang die „Kehre“ des Liedes in der achten Strophe markiert: „Ich singe mit, wenn alles singt“. Inspiriert

von den klingenden und singenden Bächen, Schafen, Hirten, Nachtigallen kann das gedichtet „Ich“ nicht mehr anders: Es springt aus der Rolle des staunenden Zuschauers heraus, lässt die Perspektive des unbeteiligten Beobachter hinter sich und wird zum begeisterten Mitsänger im großen Chor der Kreaturen. „Ich selber kann und mag nicht ruh'n, des großen Gottes großes Tun erweckt mir alle Sinnen.“

Der Funke springt über, die Schranke zwischen Betrachter und Betrachtetem, zwischen Subjekt und Objekt fällt. Aus dem Gegenüber wird Zusammengehörigkeit, Seelenverwandtschaft, Solidarität – und mit einem Male bin ich und sind wir, die dieses Lied singen, nicht mehr irgendwo draußen, sondern mittendrin im wunderbaren Garten der Kreaturen, im Innersten verbunden mit seinen Geschöpfen.

Wir spüren und fühlen unsere Verwandtschaft mit allen Mitbewohnern, wir verstehen, wo unser Platz ist in dieser Welt, und singen mit und klingen mit – an der Seite all der andern Wesen, die da neben uns singen und klingen und Musik machen.

Lassen sie uns diese zentrale achte Strophe singen und die Strophen zehn und dreizehn anschließen. Das sind Troststrophen. Sie weiten den Horizont und betten unsern Standort an der Seite der Mitgeschöpfe ein in übergreifende Zusammenhänge.

In der zehnten Strophe reißt der Himmel auf. Für einen Moment sehen wir den ewigen Paradiesgarten, Urbild und Vollendung aller Fülle in unseren

irdischen Gärten, und wir hören den ewigen Chor der Engel, der alle irdischen Missklänge und Dissonanzen in Harmonie und Melodie verwandelt. Strophe dreizehn führt uns zurück zur Erde und gipfelt in der Bitte, mit Gottes Segen keinen anderen Platz beanspruchen zu wollen als den einer einzelnen Blüte unter den vielen Blumen, uns mit beizutragen zur strahlenden Schönheit des Ganzen.

- Die Strophen acht, zehn und dreizehn werden gesungen. –

Wie können wir eine Brücke schlagen von der „Schöpfung im Gesangbuch“ zu Klimawandel und Klimakampagne? Was hilft uns Paul Gerhards Lyrik, wenn die Erde und alle Kreaturen unter unserem brutalen ökologischen Fußabdruck ächzen und stöhnen? Anderthalb Planeten, so lese ich, bräuhete die Menschheit schon heute. In 20 Jahren, moderate Szenarien vorausgesetzt, werden es sage und schreibe zwei Erden sein.

Haben wir noch Zeit für Gedichte und Gesang? Müssen wir nicht die Ärmel aufkrepeln und endlich, endlich in Politik und Wirtschaft ganz energisch, viel energischer als bisher umdenken und umsteuern?

In der Tat. Genauso ist es. Aber dafür, das ist meine Überzeugung, braucht es auch Poesie. Braucht es „Schöpfung im Gesangbuch“, und so wunderbare Gedichte wie „Geh aus mein Herz“. Denn „Umsteuern“ und „Umdenken“ bleiben leere Worte, wenn sie nicht getragen werden von einem Um-Fühlen.

Was meint das?

„La coeur a ses raisons que la raison ne connaît pas.“ Pascal hat dieses Wortspiel geprägt. Das Herz hat seine Gründe, von denen der Verstand nichts weiß. Pascal war Zeitgenosse Paul Gerhardts und einer der brilliantesten Köpfe des Jahrhunderts. Ein genialer Mathematiker, der den ersten Computer der Welt baute. Aber der Kopfmensch Pascal bestand darauf, dass es außer der Logik des Intellektes eine emotionale Logik des Herzens gibt. Eine Intelligenz des Fühlens, eigenständig und gleichberechtigt mit der Intelligenz des Denkens.

Das trennte ihn von seinem Intimfeind Descartes und dessen berühmtem: „Ich denke, also bin ich“. „Ich fühle, also bin ich“, hielt Pascal dem entgegen. Wir Menschen sind mehr als Verstand und Berechnung. Wir sind auch und gerade Freude, Liebe, Herz.

Pascal und Paul Gerhardt sind sich nie begegnet. Ich vermute: Sie hätten sich gut verstanden. „Ja, mein lieber Paul“, hätte Pascal vielleicht gesagt, „Du hast recht: ‚Geh aus mein Herz und suche Freud` – genau so muss es heißen und nicht: ‚Geh aus, Gehirn, zerdenk` die Welt`. Augen des Herzens, Herzensbildung – die sind nötig. Sonst bleiben wir hoch gezüchtete Gehirne mit den Gefühlen von Barbaren.“

Kontrovers wäre das Gespräch verlaufen, wenn Paul Gerhardt einen anderen Zeitgenossen getroffen hätte, der gerade in Italien für Wirbel sorgte. Keinen Computer hatte er gebaut, aber ein Fernrohr

und damit den Jupiter betrachtet: Galileo Galilei. „Mein lieber Paul“, hätte Galilei vielleicht gesagt, „ein Dichter darf natürlich von Farben, Tönen, Gerüchen schwärmen. Aber ich sage Dir: Nur die harten Fakten zählen. In Wirklichkeit ist das Buch der Natur in farblosen, geruchlosen, mathematischen Formeln geschrieben.“

Bestimmt hätte Gerhardt heftig protestiert: „Aber Galileo, hast Du noch nie einen Sonnenaufgang erlebt? Dieses Wunder: Wenn wie am ersten Schöpfungsmorgen das Dunkel weicht, aus der Dämmerung feste Umrisse hervortreten, Pflanzen und Tiere ihre Augen aufschlagen und am Ende der Mensch auftritt und an sein Werk geht?“ Und Galilei hätte wahrscheinlich genauso heftig geantwortet: „Glaub doch nicht“, hätte er gesagt, „dass es reicht, den Glanz der Sonne, ihren Auf- und Niedergang einfach anzuschauen. Das alles liegt auch vor den Augen der Tiere und vor denen des ungebildeten Pöbels. Jenseits des Augenscheins beginnen die wirklichen Geheimnisse der Natur – so verborgen, dass Hunderte der schärfsten Denker in tausendjähriger Forschungsarbeit sie kaum zu durchdenken vermöchten.“

Es hat keine tausend Jahre gebraucht. 350, 360 Jahre reichten. Galilei und Descartes haben auf ganzer Linie gesiegt. Wir tragen die Folgen.

„Ein gerader Weg von dreihundert Jahren führt von Galileis Mechanik zur Mechanik der Atome“, hat Carl-Friedrich von Weizsäcker im Blick auf die Verantwortung der Wissenschaft gesagt. Und dann bitter hinzugesetzt: „Ein gerader Weg von zwanzig

Jahren führt von der Atommechanik zur Atombombe.“ Das war lange vor Tschernobyl und vor Fukushima.

Wir erleben: Die Klimapolitik kommt nur mühsam voran. Polkappen und Gletscher schmelzen. Der Meeresspiegel steigt stärker als je zuvor in den letzten 2000 Jahren. Stürme und Fluten nehmen zu, Wüsten breiten sich aus.

Mit dem Kopf wissen wir das. Aber reicht das? Ich bin überzeugt: Der Klimawandel fordert mehr als unseren Verstand. Plakative politische Forderungen reichen nicht. Wir müssen nicht nur mit dem Kopf, wir müssen auch mit dem Herzen dabei sein: nicht nur Um-denken, auch Um-fühlen. Es geht schließlich auch um den Verzicht auf den uns lieb gewordenen westlichen Lebens- und Konsumstil. Ist das möglich ohne eine massenhafte Umkehr der Herzen?

Ohne ein Um-fühlen unserer tief verwurzelten und emotional hoch besetzten Lebenseinstellungen - weg von den hochgezüchteten Luxus- und Komfortbedürfnissen, hin zu der Freude am reinen Dasein; daran, eine einzelne Blume in Gottes wunderbarem Gartenreich sein zu dürfen?

Wenn unsere Welt nicht vor die Hunde gehen und echtes Leben fortbestehen soll, dann müssen wir uns offen halten für die Einsicht, dass die wissenschaftliche Sicht der Dinge nicht die ganze Wahrheit über die Welt ans Licht bringt. Denn wer die wunderbare Fülle der Lebenswelt auf emotional indiffe-

rente Elementarteilchen, Zellhaufen und genetische Codes hin reduziert – dessen Fuß droht sie achtlos zu zertreten, weil sein Herz die Bitte um Schonung nicht hört, die als stummer Schrei von dieser Fülle ausgeht .

Im Jahr 1992 hat Detlev Block, Pastor in Niedersachsen, Paul Gerhards Sommer-Gesang für unsere Gegenwart fortgeschrieben. Aus fünfzehn Strophen werden fünf. Die Naturbeschreibung ist deutlich gerafft, aus dem einsamen „Ich“ wird das „Wir“ der Gemeinde. Anspielungen und Zitate zeigen, wie sehr Block sich auf sein Vorbild bezieht:

„In Duft und Farben tauchen, will sich das Land und grünt.“

„Mit neuerweckten Sinnen sehn wir der Schöpfung Lauf...“

„Ein Herz das Staunen kann“

„Lilienfeld und Vögel“

„Stimmt fröhlich mit uns ein“

Die „Kehre“ des Liedes in der vierten Strophe geht freilich weit über das Vorbild hinaus. Dreieinhalb Jahrhunderte wissenschaftlich-technischer Fortschritt haben die Macht des Menschen über die Kreaturen dramatisch wachsen lassen. Umwelt- und Klimakrise spitzen sich dramatisch zu.

Detlev Block zieht die Konsequenz daraus. Aus dem einzelnen „Ich“, das voller Liebe zum Leben jubelt und jubiliert wird in seinem Lied ein „Wir“, das sich zusammenschließt und zu seiner Verantwortung bekennt:

„Wir wollen gut verwalten, was Gott uns anvertraut,
Verantwortlich gestalten, was unsre Zukunft baut.“

Kann es eine bessere Brücke geben zwischen „Schöpfung im Gesangbuch“ und der Klimakampagne unserer Kirche? Geht es nicht genau um diesen Überschritt vom einsam dichtenden und denkenden „Ich“ zum solidarischen „Wir“, das Verantwortung übernimmt und wächst und größer wird, weil immer mehr Herzen um-fühlen, immer mehr Köpfe um-denken und immer mehr Hände mitmachen?

Lasst uns die Liebe zur Schöpfung und zum Schöpfer wieder so „zu Herzen nehmen, wie Paul Gerhardt es „vorgedichtet“ hat. Lasst uns die Liebe zum Leben wieder so verinnerlichen, dass sie uns zur zweiten Natur wird.

So dass wir gar nicht anders können, als mit einzustimmen in das große „Wir“ aller Kreaturen und vor Gott gemeinsam zu schwören:

„Wir wollen gut verwalten, was Gott uns anvertraut,
Verantwortlich gestalten, was unsre Zukunft baut.
Herr, lass uns nur nicht fallen in Blindheit und Gericht.
Erhalte uns und allen des Lebens Gleichgewicht.“

Amen.

Heiko Naß

Schöpfungsordnung

Predigttext: Ps. 104, 24

Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel. Du hast Sie alle weise geordnet und die Erde ist voll deiner Güter.

Liebe Jerusalem-Gemeinde,
folgende Geschichte ist mir kürzlich in die Hände gefallen, die mit etwas hintergründigem Humor von einer Begegnung im Weltraum erzählt:

„Zwei Planeten begegnen sich im Weltall. Fragt der eine: Wie geht es dir? Antwortet der andere: Es geht mir ziemlich schlecht. Ich habe Homo sapiens. Sagt der eine: Das tut mir leid. Das ist schlimm. Ich hatte das auch. Aber tröste dich, es geht vorüber.“¹⁰

Wir haben nicht viele Planeten in der Weite des kosmischen Alls, von denen wir annehmen können, dass es auf ihnen lebensgeeignete Bedingungen gibt. Wir wissen bis heute nur von einem Planeten, auf dem es tatsächlich Leben gibt. Dieser Planet ist unsere Erde. Wenn diese Erde erzählen könnte, würde sie dann nur von ihren Schmerzen und Leiden, ihrem menschengemachten Erdenweh sprechen, eine durch Homo Sapiens geplagte Erde?

¹⁰ Etwas abgewandelt zitiert nach: Jürgen Moltmann, Von der Hybris zur Demut, Publik-Forum 2011/14, S. 31.

Arme Erde – denke ich. Wohin ist es gekommen in der Geschichte der Erde mit den Menschen oder umgekehrt in der Geschichte der Menschheit mit der Erde.

Schöpfungsordnung heißt das Thema dieser Predigt. Schöpfungsordnung ist der Versuch, mit dem menschlichen Verstand in dieser Welt, die wir sehen, die wir betrachten, die wir fühlen können und an der wir teilhaben, ein großes Ganzes zu erkennen, eine Ordnung auszumachen, vielleicht sogar einen Sinn.

Im Zuge der Ausformung der kirchlichen Traditionen und Lehren ist aus diesem Gedanken ein ganzes System geworden. Der große Theologe des Hochmittelalters, Thomas von Aquin, entwickelte die gesamte Betrachtung der Welt in einem solchen geordneten System. Seine besondere theologische Zuspitzung erhält dieses System dadurch, dass alle Dinge dieser Welt, alle Zeit und Geschichte, von Gott herkommen, auf Gott bezogen sind und sich einmal wieder zu Gott hinkehren werden. Alles was in dieser Welt ist, alles Sein, hat dadurch Anteil am göttlichen Sein und wir können dadurch, wenn wir in Gedanken diesen Faden der Entwicklung begreifen, uns Stück für Stück auf Gott hin bewegen und am Ende gar Gott selbst erfassen. Thomas von Aquin nennt das den kosmologischen Gottesbeweis. Aber in dem Denken des Thomas von Aquin ging es ihm eigentlich gar nicht zuerst darum, Gott zu beweisen. Es ging ihm vor allem darum, die Schönheit zu erschließen, die in der von ihm erkannten Ordnung der Dinge ruht und über allem Gott dafür zu danken

und loben und den Menschen gerade für diese Dankbarkeit zu öffnen.

Damit sind auch wir auf der Spur unserer Suche, worauf uns die Worte unsers Predigtverses aufmerksam machen wollen:

Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel,
du hast sie alle weise geordnet und die Erde ist voll
deiner Güter.

Und dann werden in unserem Psalm diese Güter ausgebreitet und aufgezählt: das Meer und was darin ist, die Wasser in den Tälern, die Berge, die Tiere des Feldes, das Gras, das Vieh, der Mond, der die Zeiten vorgibt und damit in der Welt noch vor der Sonne genannt wird. Und mittendrin steht der Mensch mit seiner Arbeit und dem Lohn dafür, Nahrung und Speise. Und diese Aufzählung aller Dinge führt und gipfelt in einem einzigen Aufruf zur Dankbarkeit und zum Lob: Lobe den Herrn, meine Seele, Halleluja. So beginnt und endet dieser Psalm. Alles beginnt und endet in diesem Lob Gottes, weil alles von Gott her kommt und zu Gott hin führt.

Die Bibel kennt noch andere große Erzählungen, die von einer Ordnung der Schöpfung erzählen. Am bekanntesten ist vielleicht das erste Kapitel der Bibel. Die Schöpfung wird in sieben Tagen aus dem Nichts heraus geschaffen, nur durch das Wort Gottes entsteht die Welt und durch dieses Wort Gottes bekommt alles seinen festen Ort und seinen Platz: der Himmel und die Erde, das Meer und das Land, die Tiere im Wasser, in der Luft und auf dem festen

Grund, der Mensch, geschaffen als Mann und Frau und zum Ebenbild Gottes und schließlich, als Krone und Ziel der Schöpfung, der siebente Tag, die Ruhe Gottes, der Ort zum Atemholen und zur notwendigen Zeit, Gott dankbar zu sein.

Eine andere biblische Geschichte erzählt, dass Gott diese Welt als einen wunderschönen Garten geschaffen hat – und so wie wir heute durch unsere botanischen und zoologischen Gärten gehen und an den kleinen Hinweisschildern die Namen und die Herkunft der staunenswerten Pflanzen und Tiere ablesen, so wurde der Mensch in diesem ursprünglichen Schöpfungsgarten beauftragt, allen Pflanzen und Tieren einen Namen zu geben und damit diese Schöpfung zu ordnen.

Die Schöpfung als Ordnung. Damit sind nicht verstaubte Aktenordner gemeint. Die Schöpfung ist kein Archiv, schon gar nicht ist sie eine genetische Datenbank, sondern wenn die Bibel und die späteren Theologen von einer Schöpfungsordnung reden, dann reden sie von der Schöpfung als wäre sie eine kosmische Symphonie.

Eine solche Aussage hat sich den Menschen des Altertums nicht von selbst erschlossen. Sie ist in einem langen Prozess des Nachdenkes errungen worden. Denn die eigentliche Erfahrung des Menschen im Altertum ist Bedrohung, ist Angst, ist Chaos. Der Mensch wusste damals: die Naturgewalten sind viel mächtiger als er. Von ihnen geht Gefahr aus: ein Sturm auf dem Meer gefährdet jedes Schiff, eine Dürre kann viele Menschenleben dahinraffen.

Von der Welt als geordnete Schönheit zu reden, war damals mutig. Sie war damals viel mutiger, als wenn wir es heute mit unserem technischen Möglichkeiten und unseren Erkenntnissen aus Wissenschaft und Forschung tun.

Unser Psalm macht in diesem Zusammenhang noch zwei weitere gewagte Aussagen: In seiner Konsequenz alles, wirklich alles von Gott her und auf ihn hin zu beziehen, benennt er auch Gott als Verursacher der verheerenden Wirkung des Erdbebens und genauso Gott als Grund für den Eintritt des Todes. Da heißt es im Verlauf des Psalmes

Er schaut die Erde an, so bebt sie...

Nimmst du weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub.

Der Dichter dieses Psalmes beschreibt diesen Zusammenhang nur. Er stellt keine Fragen. Wir aber können solchen Fragen nicht mehr ausweichen.

Die Erinnerung an das zurückliegenden Erdbeben in Japan, an die persönliche Katastrophe so vieler Menschen und die Bilder von den Folgen der verheerenden Dürre im östlichen Afrika, das Sterben der Kinder, sind viel zu präsent, als dass wir heute das Fragen unterlassen könnten und die Rede von einer Ordnung in der Schöpfung grundsätzlich in Frage gestellt sehen.

Dem Gedanken, dass diese Welt von einer inneren Ordnung bestimmt ist, in der alles seinen Gang geht nach einem vorherbestimmten Plan, diesem Gedanken steht ohnmächtig der gegenüber, der sich

von dieser Ordnung her ausgeschlossen oder benachteiligt sieht.

Es ist nicht so, dass der Autor unseres alten Textes aus der Bibel, an solchen Widersprüchen vorbei geht. Die Rede vom Eintreffen des Todes inmitten des Lobes der Schöpfung bringt zum Ausdruck, dass auf dieser Welt der Mensch das einzige unter allen Lebewesen ist, das von der Möglichkeit, nicht mehr zu sein, von seinem Tod, im Voraus weiß. Der Mensch weiß, dass er sterben kann und wird. Der Tod kann jeden jederzeit treffen. Die Möglichkeit des Todes ist immer da, in jeder Sekunde, so lange da, bis wir neu Atem geholt haben, neu Luft zum Leben eingeatmet haben.

Und doch führt dieses Wissen von immer gegenwärtigen Gefährdung des Lebens durch den Tod, von den immer wieder neu aufbrechenden Gefahren durch die kosmischen Gewalten, durch Sturm und Erdbeben, durch Dürre und Flut, dieses Bewusstsein den Psalmdichter zu einer ganz und gar überraschenden Schlussfolgerung. Sie führt ihn nicht zur Klage, auch nicht zu einer Schicksalsergebenheit, sondern zu dem Satz:

Die Erde ist schön. Sie ist der Schmuck Gottes.

Alles, was der Psalm in seinen Versen sammelt und aufzählt steht unter der Überschrift seines Eingangswortes:

Herr mein Gott, du bist schön und prächtig geschmückt.

Mit Worten Mörikes gesprochen: Die Erde ist ein Kunstgebild der echten Art. Sie ist ein Kunstwerk Gottes. Es muss nicht Wunder nehmen, dass eine solche Auffassung von der Erde es schwer hatte, sich durchzusetzen im Nachdenken von Theologen und in der Ausformulierung des Glaubens. Es gibt ein verbreitetes Misstrauen gegen das Schöne. Das beginnt bei den jüdischen Propheten. Der Prophet Amos verwahrt sich gegen das Geplärr von Liedern und stellt dagegen das Tun der Gerechtigkeit. In den späteren Briefen des neuen Testaments wird die junge Christenheit ermahnt, dass der Schmuck nicht äußerlich sein soll, sondern sich innen in einem rechtschaffenen Glauben zeigt. Die Vertreter des ethischen Rigorismus und auch Zweige der frommen christlichen Askese haben immer wieder den menschlichen Hang zur Schönheit als Verweichlichung abgetan. Sie meinten, das Schöne ist nicht nützlich, das Schöne ist nicht fromm.

Unser Psalmwort legt uns eine andere Auffassung nahe: Erkenne an, dass die Erde nicht dafür da ist, dass sie dir nützt. Erkenne an, dass diese Welt nicht dafür geschaffen ist, dass du sie dir unterwerfen kannst. Der Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker hat in der Aufnahme von Max Weber schon Mitte der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts darauf aufmerksam gemacht, dass der hemmungslose Hang des westlichen Menschen und insbesondere der amerikanischen Gesellschaft, diese Erde auszubeuten, und aus wirtschaftlichen Interessen ganze Landstriche auf der Suche nach Rohstoffen zu verwüsten oder Kriege um die Vorherrschaft von Öl und Wasser zu führen, dass die-

ser hemmungslose Hang eine Ursache auch darin hat, dass die Pilgerväter, die puritanische Siedler im nördlichen Amerika und damit die Lebenseinstellung, die immer noch das heutige Amerika mitbestimmend prägt, in ihrem Glauben das Schöne verachtet haben.¹¹

Wer niemals auf einer Sommerwiese gelegen hat, es Summen hörte und dachte: ah – das sind Bienen – der hat wenig Skrupel die Felder mit Unkrautvernichtungsmittel zu überziehen mit der Folge, dass auch die Bienen unfruchtbar werden und aussterben. Im mittleren Westen, die ursprüngliche Weite der Prärie mit ihrer Vielfalt der Landschaftsgleichwichtes stehen heute überwiegend monotone Maiskulturen, in der Regel in genetisch veränderter Art, allein um einen größeren Nutzen zu gewinnen aus den Ressourcen, die uns die Natur schenkt. Der Drang zur Bio-Energie, sagte vor kurzem ein Manager eines großen Nahrungsmittelkonzerns, ist die eigentliche Ursache für den gegenwärtigen Hunger in Welt.

Auch an vielen anderen Orten dieser Erde wirkt sich die Unterordnung der Natur unter den wirtschaftlichen Nutzen verheerend aus: die Versalzung der Böden um den Baikalsee, die katastrophale Luftverschmutzung in den Metropolen Chinas, das Zurückweichen der Urwälder vor den Palmölplantagen und jetzt noch der Wettkampf um die Aufteilung der

¹¹ Carl Friedrich von Weizsäcker, Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie, Frankfurt 1983, 105.

Arktis zum Zweck des Abbaus der dortigen Bodenschätze sind einige der Passionsorte der Natur auf dieser Erde. – Arme Erde.

Das Bekenntnis unseres Psalmes zur Schönheit dieser Erde ist eine Erlösung von dem Zwang, sich alles anzueignen und unterordnen zu müssen. Die Erde als Kunstwerk Gottes zu beschreiben, bedeutet für uns, sehen zu lernen, dass nicht wir Menschen die Mitte und der Nabel dieser Welt sind. Der Psalm will die Augen öffnen für die in der Schöpfung erkennbare Vielfalt. Wir sind Teil einer großen kosmischen, von Gott komponierten Symphonie. Wir spielen dort manchmal die erste Geige, aber wir sind weder der Dirigent, noch sind wir der Komponist selbst. Wir sind sogar auswechselbar und wenn wir nicht uns selbst Einhalt gebieten, verlieren wir die Fingerfertigkeit, weiter mitspielen zu dürfen.

Keiner kann in einem großen Orchester spielen, wenn er nicht gelernt hat, auf das Spiel der anderen zu achten.

Keiner kann auf dieser Welt bestehen, wenn er sich nicht stetig in der Fertigkeit übt, auf die Menschen und die Natur um ihn herum zu sehen und auf sie hören.

Ich spüre dann eine Verbindung mit dem konkreten Augenblick, mit dem, was ich wahrnehme, sehe, rede, mit den Menschen um mich herum, ihren Anliegen, Freuden, Sorgen und Nöten. Das Lob der Schöpfung ist die Sprache der Liebe. Die Liebe denkt immer konkret. Sie gibt Aufmerksamkeit für die Not jedes einzelnen, für das Leiden und Seuf-

zen der Kreatur. Die Liebe ist das Gegenteil zur Gleichgültigkeit. Sie schenkt die Demut, weil sie zugibt, nicht selbst Mitte zu sein.

Die Liebe, die in ihrem Mitgehen und Handeln, in der Arbeit und der Ruhe, im Werden und Vergehen aufmerksam ist für die, die genau wie wir im Werden und Vergehen stehen und sich in den Momenten des Lebens, den Augenblicken in der Zeit, darin freuen oder daran leiden.

Denn nicht, dass alles seine Ordnung hat, ist der geheime Sinn der Welt, sondern es ist Liebe, die unsere Welt und uns in ihr annimmt und darin uns mit Gott verbindet. Denn Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm.

Amen.

Klaus Schäfer

Schöpfung und Erntedank - Vom Teilen des Brotes und der Ehrfurcht vor dem Leben

Predigttext Jes. 58, 7-12

Liebe Gemeinde,
heute feiern wir den Sonntag Erntedank! Der Predigttext, der uns für diesen Tag vorgeschlagen ist, spricht – ganz angemessen für diesen Tag – vom „Brot“. Genauer gesagt: Vom Teilen des Brotes. Es heißt hier:

„Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut...“

Ich finde immer wieder faszinierend, wie realistisch, lebensnah, konkret die Bibel ist. Von Brot ist hier die Rede, aber auch von Obdachlosigkeit, Armut und dem Fehlen von Kleidung. „Brot“ ist ja etwas ganz konkretes. Ich sehe es vor mir, ich rieche und schmecke es förmlich: ein schönes, frisches, knuspriges Brot, eine schmackhafte, eine sinnliche Erfahrung. Wir können und dürfen das Brot mit Dank genießen. Aber wir sollen es auch teilen!

Aber „Brot“ ist natürlich in diesem Text auch metaphorisch gemeint. Es steht exemplarisch für die Nahrung überhaupt, ja für alle guten Gaben, die wir

aus Gottes Hand empfangen haben und genießen dürfen. Dazu gehören Essen und Trinken, Kleidung und ein Dach über dem Kopf, Frieden und Sicherheit. Martin Luther hat dies so unnachahmlich im Kleinen Katechismus in seiner Erklärung zur Vater-Unser-Bitte um das tägliche Brot zum Ausdruck gebracht:

„Was heißt denn tägliches Brot?
Alles, was not tut für Leib und Leben,
wie Essen, Trinken, Kleider, Schuh,
Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut...“
und vieles mehr.

Dies sind alles gute Gaben Gottes. Und Erntedank will ja zunächst einmal sagen, dass wir dafür Gott dankbar sein dürfen und dankbar sein sollen. Wir leben nicht aus uns selbst heraus, sondern aus der Güte Gottes, der uns immer wieder den Tisch deckt und uns ein gutes Leben schenkt. Auch das hat Luther ja in seiner Erklärung zum 1. Artikel des Glaubensbekenntnisses wunderbar ausgedrückt:

„Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.
Was ist das?
Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat
samt allen Kreaturen,
mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle
Glieder,
Vernunft und alle Sinne gegeben hat und
noch erhält;
Dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken,

Haus und Hof, Weib und Kind,
Acker, Vieh und alle Güter
Mit allem, was not tut für Leib und Leben,
mich reichlich und täglich versorgt,
in allen Gefahren beschirmt
und vor allem Übel behütet und bewahrt;
und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher
Güte und Barmherzigkeit,
ohn all mein Verdienst und Würdigkeit:
für all das ich ihm zu danken und zu loben
und dafür zu dienen und gehorsam zu sein
schuldig bin.
Das ist gewisslich wahr.“

Dank für Gottes Güte und Barmherzigkeit. Das ist das erste, was wir an diesem Tag tun sollten: Gott danken!

Aber dann – und darauf legt ja unser Predigttext für heute den Ton – sind wir auch aufgefordert, das Brot zu teilen, das uns gegeben ist. Wir sollen es weitergeben, anderen daran teilhaben lassen.

Ich finde es immer wieder interessant, wie sehr die Bibel diesen Zusammenhang von Gaben Gottes und Anspruch an uns Menschen herstellt. Wir dürfen aus Gottes Hand gute Gaben empfangen, die wir zum Leben brauchen. Zugleich aber sind wir aufgefordert, auch anderen, denen es nicht so gut geht, daran teilhaben zu lassen.

Faszinierend ist, dass dies in unserem Bibeltext mit einer umfassenden Vision von einem guten Leben – einem Leben voller Heil und Gerechtigkeit, ein Le-

ben in Fülle und harmonischer Gemeinschaft, ein Leben, das auch in einer guten Beziehung zu Gott steht. Wenn wir bereit sind, das Brot mit anderen, die es nicht so gut haben, zu teilen, „dann“ – so heißt es hier ausdrücklich – „dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des HERRN wird deinen Zug beschließen.“ Die Unterjochung von Menschen soll aufhören; niemand soll beschämt werden, weil er nichts hat – also keine hämische Rede über die Armen, die Arbeitslosen, die Obdachlosen, die vor dem Alsterhaus sitzen. Wenn man sich um sie kümmert, dann wird sich im Volk Israel, zu dem der Prophet ja spricht, Heil und Heilung einstellen: Eine Gesellschaft, „in der Gerechtigkeit und Friede sich küssen“, in der Menschen stark werden, in der es nicht an Wasser zum Trinken, ja nicht einmal an Wein zum Genießen und all den anderen guten Gaben Gottes fehlen wird. Eine wunderbare Vision menschlichen Zusammenlebens!

Man darf dies kleine Wort „dann“ – „dann“ wird dieses wunderbare Zusammenleben in Gerechtigkeit und Frieden sich einstellen – nicht im Sinne eines Tauschhandels zwischen Gott und Menschen verstehen, dem Gesetz des „do ut des“: „ich gebe, damit du gibst.“ Vielmehr ist hier von einer Verheißung Gottes die Rede: Gutes, gelingendes, glückliches Leben ist Gottes Geschenk; aber wir müssen uns auch dafür öffnen. Die Verheißung steht in einem Lebenszusammenhang von Ursache und Wirkung, von Geben und Nehmen; es geht um eine Weisung

für ein gutes Leben. Sogar ein gesunder Menschenverstand kann ja diese Gesetzmäßigkeit des Lebens verstehen. Klar machen kann man sich diesen Zusammenhang vielleicht auch an dem Begriff von der „Bewahrung der Schöpfung“, den wir Christen gern verwenden. Dieser Begriff hat sein Recht, aber er wird manchmal vielleicht auch etwas vollmundig und damit missverständlich verwendet – so als wenn wir diejenigen sind, die Gottes Schöpfung bewahren oder gar retten könnten. Nein, das tut Gott selbst, denn er hat ja nach der Sintflut im Bund mit Noah versprochen, die Welt nicht wieder zu zerstören, sondern sie zu bewahren. Aber, obwohl Gott seine Schöpfung selbst bewahrt und heilt und sie vollendet, sind wir Menschen doch eingewiesen in den Lebenszusammenhang mit der Schöpfung, in die Anerkennung und das verantwortliche Leben inmitten von Gottes guter Natur.

Und deshalb heißt es: „Brich den Hungrigen dein Brot...“. So nämlich baust du eine gerechte Gesellschaft, so schaffst du Lebensbedingungen, so nimmst du teil am Traum Gottes, der ja das Heil und Wohl aller Menschen will.

„Brich den Hungrigen dein Brot!“ Wenn wir in unsere Welt schauen, wird uns schnell die Notwendigkeit und Dringlichkeit dieser Aufforderung bewusst. Da gibt es eine massive Hungerkatastrophe in Afrika, und zu Recht spenden wir ja auch heute und bei anderen Gelegenheiten für „Brot für die Welt“. Aber wir lesen auch immer öfter – und wir sehen es mit unseren eigenen Augen - von Kinderarmut und Verschärfung sozialer Probleme hier bei uns in unse-

rem eigenen Land. Dabei wissen wir doch, dass „Brotlosigkeit“, Ernährungsunsicherheit heute eigentlich nicht mehr sein muss. Es ist ja – noch, jedenfalls - genug für alle da! Wir können und sollen das Brot teilen. Gemeint ist damit nicht einfach ein Almosen, eine milde Gabe, so sehr sie oft auch helfen kann und nichts dagegen zu sagen ist. Aber der Prophet spricht von Gerechtigkeit – das Wort steht ja ausdrücklich hier. Und „Brotlosigkeit“, Ernährungsunsicherheit ist heute weithin ein Problem der Verteilungsgerechtigkeit. Brot teilen heißt deshalb, sich für gerechte Lebensbedingungen einzusetzen.

Aber was heißt das konkret? – Ich will jetzt gar nicht von politischen Aktionen und Maßnahmen sprechen, obwohl wir das bei Gelegenheit auch tun sollten. Ich möchte heute, am Erntedank, noch einmal ein wenig tiefer ansetzen und die Aufforderung, das Brot zu teilen, noch einmal aus einer anderen, vielleicht zunächst überraschenden Perspektive ansprechen. Ich will es einmal so sagen: Wir produzieren und essen unser Brot oft auf eine Weise, dass anderen das Brot – die Nahrung, die Ernährung – auszugehen droht. Brot ist hierbei wieder symbolisch verstanden, wie in der Bitte des Vater Unsers als die Nahrung, die wir zu uns nehmen.

Aber wie ist das gemeint? – Ich will ein Beispiel geben. Ich las vor einiger Zeit einmal einen kleinen Artikel über „*Das Beste für Leib und Seele*. Gesundheit und Ernährung.“ Der Beitrag begann so:

„Wir leben im Schlaraffenland, Erdbeeren das ganze Jahr über, Hühnerbrüstchen aus

Thailand, Sushi frisch aus Japan, Brokkoli aus Mexico oder Bier aus Australien, die Bewohner der westlichen Industrienationen können sich heute jederzeit alles auf den Teller holen, wonach ihnen gelüftet, und sei es noch so exotisch. Und das Beste: Die Befriedigung unserer kulinarischen Gelüste ist so billig wie niemals zuvor. Mussten unsere Vorfahren noch den Großteil ihres Einkommens für Lebensmittel ausgeben, macht das im Otto-Normalverbraucher-Budget unserer Tage nur noch etwa 14% aus. Dieses Glück der preislich niedrigen Genussbefriedigung haben wir zum großen Teil der Globalisierung der Weltwirtschaft zu verdanken. Ein Glück, das aber auch seine Schattenseiten hat.“

Und dann folgt ein Satz, auf den es mir jetzt besonders ankommt:

„Wir stillen unseren Hunger auf Kosten der Umwelt...“¹²

Wir produzieren und konsumieren unsere Lebensmittel oft auf eine Weise, die nicht umweltschonend ist, ja die der Umwelt sogar schadet. Und – auf diesen Zusammenhang kommt es mir besonders an – was unseren gemeinsamen Lebensraum bedroht,

¹² Karin Haug, Das Beste für Leib und Seele. Gesundheit und Ernährung, in: Peter Kemper und Ulrich Sonnenschein (Hg.), Glück und Globalisierung. Alltag in Zeiten der Weltgesellschaft, Frankfurt a. M. 2003, 218-226, 218.

schadet besonders den Armen dieser Welt, die ohnehin um ihr tägliches Brot bangen und kämpfen müssen.

Dazu ein beinahe banales Beispiel. Bereits vor einigen Jahren hat einmal jemand den Transportaufwand für einen Becher Erdbeerjoghurt berechnet. Es ging dabei um ein Billigprodukt, das in der Umgebung von Stuttgart verkauft und gegessen wird. Dieser Joghurt hat eine unglaubliche Reise durch Europa gemacht. „Die Milch kam wenigstens noch aus der Umgebung der Stuttgarter Molkerei. Auch der Zucker wurde nicht weit gefahren. Die Bakterienkulturen dagegen kamen schon vom nördlichen Ende der Republik, die Erdbeeren gedeihen in polnischen Plantagen und wurden in Aachen verarbeitet, die einzelnen Verpackungsteile kamen aus Köln, Lüneburg, Österreich und Frankreich. Kurzum: Ein Glas Erdbeerjoghurt brachte es schon vor zehn Jahren auf sage und schreibe 7857 Kilometer, bis es aus seinen Einzelkomponenten kreierte war. Ein Aufwand, der sich in den letzten Jahren durch die zunehmende Globalisierung eher noch vergrößert hat.“¹³

Das Brot, das wir essen, die Nahrung, die wir zu uns nehmen, steht in unserer hoch technisierten Gesellschaft in einem sehr komplexen Herstellungs- und Produktionszusammenhang. Wir sollten deshalb, so sagen das heute die Fachleute, auf den „ökologischen Fußabdruck“ achten, den es in unseren Nahrungsmitteln gibt. Die Frage heißt: Wie viel

¹³ Ebd., 218f.

Energie verbrauchen wir eigentlich, um unsere Nahrungsmittel auf den Tisch zu bekommen? Wie sehr belasten wir unsere Umwelt, allein schon durch den Transport? Welche Kosten für die Umwelt stecken in den Produkten, die wir täglich auf den Tisch bekommen?

Oft sind uns diese Zusammenhänge gar nicht bewusst. Aber es ist wirklich so: Wenn die Natur, unsere Umwelt belastet und beschädigt wird, dann sind gerade diejenigen, die heute um ihr tägliches Brot ringen müssen, am ehesten gefährdet, auch ihr tägliches Brot, ihre Ernährungsmöglichkeiten zu verlieren. Die Art, wie wir leben, hat Konsequenzen für Menschen, die wir persönlich gar nicht kennen. Die Dürre im Osten Afrikas, die ich in diesem Sommer auf einer Reise nach Tansania noch einmal selbst gesehen habe, kommt ja nicht einfach von ungefähr, sondern hat mit dieser – weitgehend von uns hier im reichen Teil der Welt verursachten – Belastung des Klimas, des ökologischen Lebenszusammenhangs zu tun. Und die Diskussion um den Biokraftstoff, der ja deshalb auch ins Gerede gekommen ist, ist ebenfalls noch einmal ein aufschlussreiches Beispiel dafür. Große Flächen werden in den sog. Entwicklungsländern mit Raps oder Zuckerrohr bepflanzt, doch die Ernte füttert nur Autos mit so genanntem Biosprit. Dass dann in der Folge in vielen Ländern der Welt die Preise für Reis, Mais und Weizen enorm ansteigen, kann eigentlich nicht überraschen. Und dass dann die Armen dieser Welt aus Protest auf die Straße gehen – wie etwa massiv vor einigen Jahren geschehen – kann nicht

wirklich verwundern; denn es geht für diese Menschen letztlich um Leben oder Tod.

„Brich den Hungrigen dein Brot...“ Diese Weisung ist heute, im Blick auf den Klimawandel, noch einmal neu durchzubuchstabieren: Lebe bewusst, kaufe und esse so, dass es für die anderen Menschen, aber auch für die Natur, die ja bisher eine Fülle von guten Gaben Gottes bereithält, die wir genießen und von denen wir uns ernähren können, bewahrt und geschützt wird. Kaufe und genieße eher die Produkte aus der eigenen Region als diejenigen, die von weit her kommen. Man muss ja nicht Erdbeeren im Winter essen. Die Natur ist eben nicht einfach nur ein Verbrauchsgut, das man schrankenlos und unbedenklich ausbeuten kann. Sie ist ja auch nicht einfach nur unsere Umwelt, sondern sie ist Mitwelt, wir sind ein Teil von ihr. Alles hängt hier miteinander zusammen. Wir Menschen leben in einer Mitwelt, und wir sollten so leben, dass alle Menschen – und auch zukünftige Generationen – sich noch weiter an den guten Gaben Gottes – an frischem Brot, Milch, Obst und Wein und all denen anderen guten Gaben Gottes - freuen dürfen.

Liebe Gemeinde, in unserem Bibeltext findet sich eine wunderbare Formulierung, die unsere Haltung und den daraus folgenden Lebensstil noch einmal auf den Punkt bringt: Wenn du „den Hungrigen dein Herz finden lässt“, so heißt es hier, wird es dir selbst gut gehen! Das Erntedankfest, mit der Dankbarkeit gegenüber Gott für alles, was er uns zum Leben schenkt, lädt uns ein, Menschen mit einem aufmerksamen Herzen zu sein. Gesucht sind – ja,

Gott sucht sie! – Menschen, die sensibel sind, offen, die sich berühren lassen von der Not und der Bedürftigkeit der Menschen um sie herum. Der reiche Kornbauer, von dem das Evangelium spricht, ist als herzloser Mensch ein Gegenbild des Menschen, wie Gott ihn sucht. Er hatte sein Herz verborgen, ja er hat gar kein Herz mehr.

Wichtig aber ist, dass unser Herz, unsere Sinne – und dann auch unser Verhalten, unsere Taten und unser Lebensstil – offen und aufmerksam sind nicht nur für die Menschen, sondern für die gesamte Schöpfung Gottes. Denn sie ist unser aller Lebensraum, das Haus, in das Gott uns gestellt hat, das wir bewohnen dürfen, das wir aber auch zu hegen und zu pflegen, zu bewahren und zu schützen haben. Wenn wir es nicht schützen, wird es nicht nur – so sagt ja der Bibeltext – den Armen und Elenden schlecht ergehen, sondern auch uns und unseren Kindern.

Was ist das für ein Lebensstil, der hier beschrieben wird? Auf welchen Begriff können wir ihn bringen? Albert Schweitzer hat dafür das Wort „Ehrfurcht vor dem Leben“ gefunden. Damals, vor dem Ersten Weltkrieg hatte Albert Schweitzer bereits den Eindruck, dass eine Lebenshaltung, die sich nur um das rechte Verhalten zum nächsten Menschen bemüht, für unsere Welt nicht mehr ausreichend ist. Als er in Afrika als Arzt arbeitete, suchte er Antworten auf die Frage, wie man in dieser Welt leben könne und leben solle. Er hat dann berichtet, wie er dieses Wort von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ gefunden hat. Auf einem 200 Kilometer langen Fuss-

weg zu einer Patientin hatte er im September 1915 auf dem Ogowe-Fluss die Intuition, die sein Leben fortan prägte:

„Auf einer Sandbank, zur linken, wanderten vier Nilpferde mit ihren Jungen in derselben Richtung wie wir. Da kam ich, in meiner großen Müdigkeit und Verzagtheit plötzlich auf das Wort `Ehrfurcht vor dem Leben´, das ich, so viel ich weiß, nie gehört und nie gelesen hatte. Alsbald begriff ich, dass es die Lösung des Problems, mit dem ich mich abquälte, in sich trug. Es ging mir auf, dass die Ethik, die nur mit unserem Verhältnis zu den anderen Menschen zu tun hat, unvollständig ist und darum nicht die völlige Energie besitzen kann. Solches vermag nur die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben. Durch sie kommen wir dazu, nicht nur mit Menschen, sondern mit aller in unserem Bereich befindlichen Kreatur in Beziehung zu stehen und mit ihrem Schicksal beschäftigt zu sein, um zu vermeiden, sie zu schädigen und entschlossen zu sein, ihnen in ihrer Not beizustehen, soweit wir es vermögen...“¹⁴

„Lass die Armen dein Herz finden!“ Ich ergänze jetzt: „Lass auch alle Kreatur, Gottes gute Schöp-

¹⁴ Zitiert nach Andreas Lienkamp, Klimawandel und Gerechtigkeit. Eine Ethik der Nachhaltigkeit in christlicher Perspektive, Paderborn u. a. 2009, 249; zur Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ ausführlicher dort 244ff.

fung dein Herz finden!“ Lass dich berühren von der Schönheit der Welt und öffne dich für die Bedrohungen, denen Gottes gute Schöpfung ausgesetzt ist.

Ich finde es nicht überraschend, dass Albert Schweitzer diesen Gedanken von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ gerade in Afrika gefunden hat. Die Menschen dort wissen noch sehr viel besser darum, dass die Natur und die Schöpfung eine gute Gabe Gottes ist und dass alles Leben auf diesem Planeten in Abhängigkeit voneinander existiert. Ich möchte deshalb schließen mit einem Gebet, das uns etwas von dieser afrikanischen Schöpfungsspiritualität vermittelt, von der wir uns hier und heute am Erntedankfest inspirieren lassen können:

„Der Tag glänzt auf den Gräsern,
Wir sind erwacht.
Der Schlaf ist noch in unseren Augen,
aber auf unseren Lippen soll sofort Dein Lob
sein.

Wir loben und preisen Dich.
Wir – das ist die Erde, das Wasser und der
Himmel.
Das sind die Gräser und Sträucher und
Bäume.
Das sind die Vögel und all das andere Getier.
Das sind die Menschen hier auf der Erde.

Alles, was Du erschaffen hast,
freut sich an Deiner Sonne und an Deiner
Gnade

und wärmt sich daran auf.

Der Tag glänzt auf den Gräsern.
Der Nebel hängt noch in den Bäumen,
und ein milder Wind verheißt einen guten
Tag.

Dürfen wir uns nicht an allem freuen,
was Du geschaffen hast?

Wir sollen es.

Darum sind wir so fröhlich in dieser Morgen-
stunde, o Herr....¹⁵

Amen.

¹⁵ Evangelisches Missionswerk in Deutschland
(EMW) (Hg.), „Alles Leben ist Wandlung“. Gebete
aus Afrika, 2006.

Oliver Stabenow

Neuschöpfung – Schon jetzt aus Gottes neuer Schöpfung leben

Predigttext: Lukas 17, 20-24

„Als Jesus von den Pharisäern gefragt wurde, wann das Reich Gottes komme, antwortete er: Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht, hier ist es! - oder: Dort ist es! Denn das Reich Gottes ist schon mitten unter euch.

Er sagte zu den Jüngern: Es wird eine Zeit kommen, in der ihr euch danach seht, auch nur einen von den Tagen des Menschensohnes zu erleben; aber ihr werdet ihn nicht erleben. Und wenn man zu euch sagt: Dort ist er! Hier ist er! So geht nicht hin und lauft nicht hinterher! Denn wie der Blitz von einem Ende des Himmels bis zum andern leuchtet, so wird der Menschensohn an seinem Tag erscheinen.“

Liebe Jerusalem-Gemeinde,

„Vertraut den neuen Wegen, auf die uns Gott gesandt!“ haben wir eben gesungen. Auf dem Weg sind in unserem Predigttext auch Jesus und seine Jünger. Sie ziehen nach Jerusalem, zum ersten Mal. Auch sie betreten neue Wege. Und was Jesus in dieser Geschichte erst zu den Pharisäern und dann zu seinen Anhängern sagt, steht im Horizont des ganz Neuen, im Horizont vom Reich Gottes, das auf uns zukommt, in dem er auf uns zukommt

und das doch schon heudet auf geheimnisvolle Weise bei uns ist, weil er, der Auferstandene, schon jetzt im Geist mit uns ist, so wie er irdisch bei den Jüngern war. „Er selbst kommt uns entgegen. Die Zukunft ist sein Land“ heißt es in dem Lied, das wir vor der Predigt gesungen haben. Die neue Schöpfung kommt uns entgegen. „Wer aufbricht, der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit. Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit.“ Die neue Schöpfung, das Reich Gottes von dem die Bibel spricht, ist dieses helle, weite Land.

Die Botschaft des Liedes klingt auch hell im Predigttext. Er hat zwei Teile:

Erst spricht Jesus mit Pharisäern, dann wendet er sich seinen Jüngern zu. Eigentlich sind das zwei eigenständige Minigeschichten, die es beide in sich haben. Schauen wir zuerst auf die zweite.

Jesus richtet hier ernsthafte, mahnende Worte an seine Getreuen. Er spricht von der Zeit nach seinem Tod. Er mahnt Vorsicht an. Wenn er einmal nicht mehr bei ihnen ist, werden sie sich nach Zeichen seiner Gegenwart sehnen, werden suchen - bei sich und in der Gesellschaft, in der sie leben. Jesus weiß das und auch, dass die Welt voller selbst ernannter Halbgötter und Heilsbringer ist, die locken - Schaut zu mir! Hier ist Reich Gottes, das Paradies auf Erden, die Glückseligkeit in Reinform! – in Wahrheit aber in den Abgrund führen.

Doch dann redet Jesus weiter, spricht von sich selbst. Das gibt den Jüngern Zuversicht. Er wird als Auferstandener wieder kommen – wie ein Blitz, der

von einem Ende des Himmels bis zum anderen leuchtet. So hell, so herrlich, so unübersehbar. Dann kommt das Reich Gottes, die neue Schöpfung, dann vollendet sich alles. Was das Neue Testament über die Neuschöpfung erzählt klingt hier mit.

Der Theologe Hans-Martin Barth hat es in schöne Worte gefasst, an die ich mich anlehne. Schöpfer und Geschöpf finden zueinander in einer auf Erden unvorstellbaren Weise. Christus wird unseren wichtigen Leib verwandeln, dass er gleich werde seinem verherrlichten Leib. Das Antlitz der Erde wird erneuert. Die Geschöpfe leben dann friedlich miteinander. Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und das Seufzen der geknechteten Kreatur wird erhört und die Schöpfung zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes befreit.

Die Jünger atmen auf. Gottes Reich kommt. Es ist die Zukunft, die ihnen entgegen geht, die geschieht. Sie selber müssen nichts leisten, dürfen sich einfach darauf einlassen. Doch dann werden sie wieder nachdenklich. Was hatte Jesus eben den Pharisäern gesagt? Ist das Reich Gottes nicht auch schon mitten unter uns? Was heißt denn das: Es kommt erst noch, ist aber auch schon da? Verwirrend, widersprüchlich gar! Vielleicht erklärt Jesus ihnen jetzt noch einmal die Zusammenhänge, die er gerade schon den Pharisäern erläutert hat. In der Bibel ist diese Episode (wenn sie denn stattgefunden hat) nicht festgehalten. Eigentlich schade. Es wäre eine echte Ehrenrettung für die christlicherseits immer gescholtenen Pharisäer, wenn man ih-

nen zugestehen würde, dass sie zumindest einmal schneller begriffen als die Christusgläubigen. Festgehalten sind aber die Worte, die Jesus den Pharisäern gesagt hat. Schauen wir uns jetzt diese kleine Geschichte an.

Jesus ist, wie gesagt, mit seinen Freunden unterwegs von Galiläa nach Jerusalem. Und da begegnet ihnen eine Gruppe von Pharisäern - kluge, ernsthafte Leute. Sie kennen Israels heilige Schriften genau. Nach ihrer Vorstellung wird Gott bald über die ganze Welt herrschen und seinen Messias schicken. Das richtige Datum, wann das sein wird, versuchen sie auch anhand kosmischer Konstellationen zu berechnen. Die Pharisäer fragen nun Jesus: „Wann kommt das Reich Gottes?“ Sie sehnen sich danach, dass die ganze Welt endlich im Strahlungsbereich Gottes liegt.

Jesus sagt ihnen zunächst, wie Gott und sein Reich nicht zu finden sind. Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man sagen könnte: Hier ist es, oder dort. Es lässt sich nicht beobachten oder aus den Sternen errechnen. Gott lässt sich von uns nicht festlegen. Wir können nicht über ihn verfügen. Auf uns Heutige wirken die Pharisäer vielleicht auch etwas naiv mit ihrer Sternendeuterei. Aber haben nicht auch wir höchst modernen Menschen des 21. Jahrhunderts recht schlichte Methoden, unser ganz persönliches Reich Gottes herbeizurechnen? Etwa so: Ich tausche mein mühsam über Jahrzehnte Erspartes gegen Lehmann Zertifikate. Dann habe ich mein ganz persönliches Reich Gottes für mich hier in Deutschland oder auf Mallorca verwirklicht.

Denkste, sagte schon Martin Luther als er mahrend im Kleinen Katechismus schrieb: „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott.“ Hängst du es an einen Abgott, an einen Finanzanalysten, den du vergötterst, kommt dein Absturz früher oder später.

Doch zurück zu den Pharisäer. Die sind natürlich gespannt, wie Jesu Erläuterungen weitergehen, nachdem er ihnen erst einmal nur erzählt hat, wie Gott nicht zu finden ist. „Also, wie ist es denn nun? Sprich schon, Jesus! Wo ist Gott?“ fordern sie ihn auf. Jesus antwortet in etwa: Das Reich Gottes ist ‚irgendwie‘ schon bei euch. Das ist seine Antwort: Das Reich Gottes ist bei euch - irgendwie. Doch was heißt das? Das Neue Testament ist auf Griechisch geschrieben. Der griechische Wortlaut dieses Satzes ist mehrdeutig. Drei Möglichkeiten möchte ich mit ihnen bedenken, drei Antworten auf die Frage, wie sich heute Gott, wie sich sein Reich realisiert und schon jetzt auf uns ausstrahlt.

Martin Luther hatte die Worte Jesu ursprünglich so übersetzt: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ Das Reich Gottes entsteht also in mir, in meiner Seele. Mein persönliches Verhältnis zu Gott ist das Entscheidende - dass ich ihm vertraue, mich auf ihn einlasse. Dann verwirklicht sich das Reich Gottes in mir. Ein sehr privates, kuscheliges Reich ist das, in dem ich schon jetzt lebe, oft kritisiert von Christen, die gesellschaftliches Engagement der Kirche einfordern. Doch es bringt einen wichtigen Aspekt zum Ausdruck, dem ich einfach einmal die Form einer rhetorischen Frage gebe: Kann es Reich Gottes

geben, ohne dass die Menschen Seelenfrieden bei dem Herrn finden?

Eine andere Übersetzung lautet: Das Reich Gottes liegt in euren Händen. Eine christliche Mystikerin soll einmal gesagt haben: „Christus hat keine Hände – nur unsere“. Reich Gottes entsteht dort, wo Menschen daran mitbauen. Dort, wo sie für Frieden eintreten, gegen Hungersnöte in Afrika kämpfen oder die Klimakatastrophe abzuwenden versuchen. Ein Reich Gottes der Verantwortung ist das, die ich als Christ, der von Christus berührt ist, übernehmen soll und übernehmen will. Ein sehr gesellschaftliches, ein politisches Reich entsteht hier, das da mit Hilfe meiner Hände Arbeit wächst.

Gottes Reich hat also etwas auch mit meiner Haltung oder mit meinem Handeln zu tun. Darum ging es in den beiden bisherigen Deutungen des Satzes: Das Reich Gottes ist irgendwie schon bei euch. Manche werden dagegen einwenden: Gott ist uns doch nicht verfügbar, sein Reich ist weder fromme Innerlichkeit noch engagierte Äußerlichkeit. Das führt zur letzten Deutung.

Neuere Bibelausgaben geben die Worte Jesu so wieder: Das Reich Gottes ist schon mitten unter euch. Es selber schafft sich Raum. Auch wenn wir nicht mitarbeiten, auch wenn wir nicht die Hände des Evangeliums sein wollen. Es schafft sich selbst Platz bei uns, auch außerhalb der Innerlichkeit in der Öffentlichkeit. Es ist eigenaktiv und störrisch, auch denen gegenüber, die politisch aktives Christentum einfordern und oft zu wissen meinen, wie

eine gerechte gottwohlgefällige Ordnung auszusehen habe. Das Evangelium macht, dass Menschen unter seinen Einfluss geraten und für es wirken, ohne das so recht zu merken und erst ganz langsam spüren, wenn das Reich Gottes dann auch in ihre Herzen, in ihre Innerlichkeit dringt: Ja, es ist Christus, der uns zu seinem Instrument macht. Wir werden zu seinen Händen, nehmen die Arbeit für das Reich Gottes als Aufgabe an und bleiben zugleich so nah bei ihm mit unseren Herzen, dass wir ihn inwendig, dass wir ihn in uns spüren.

Vielleicht spüren nun Sie, liebe Gemeinde, wie sich die drei Antworten ergänzen, ein Netzwerk bilden, in dem die einzelnen Gedanken sich gegenseitig bereichern.

Wir müssen uns nicht für eine Deutung gegen die anderen entscheiden. Alle drei sind Teil der Wahrheit. Sie geben uns gemeinsam eine wichtige Antwort auf die Frage, wo Gottes Reich heute ist. Gott ist in unserem Innern, in den stillen Momenten der Einkehr. Gott ist in unserem Handeln, wenn wir uns für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen. Gott wird selbst aktiv in uns und in unserer Gesellschaft.

Doch das ist noch nicht alles. Gottes Reich ist auch zukünftig. Davon hatte Jesus zu seinen Jüngern geredet, davon hatte ich am Anfang meiner Predigt berichtet - vom Auferstandenen, der wieder kommen wird wie ein Blitz, der von einem Ende des Himmels bis zum anderen leuchtet und die Schöp-

fung dann zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes befreit.

Wir haben das Reich Gottes, seine neue Schöpfung also schon jetzt, aber noch längst nicht ganz. Es ist bereits in uns, geschieht durch uns und wirkt bei uns, will aber noch zu voller Entfaltung gelangen. Das Reich Gottes sagt, Jesus ist schon da - als Anfang. Seine Erfüllung steht noch aus. Schon jetzt – und doch noch nicht. Das ist sein Geheimnis. Hier und heute präsent, oft im Verborgenen wirkend, wird es aber erst am Ende der Zeit zu Fülle und vollem Glanz kommen.

Das hält uns lebendig, macht uns offen, zu schauen was noch kommt.

Es hält die Hoffnung wach auf eine Zukunft, in der die Liebe alles sein wird.

Amen.

Ulrike Murmann

Gewalt gegen die Schöpfung

Predigttext: Römer 8, 18-23

Liebe Jerusalem-Gemeinde,
was tun wir, wenn wir seufzen? Was ist ein Seufzer? Ein seltsamer Laut, den wir ausstoßen, nachdem wir tief Luft geholt haben, der aus unserem Innern nach außen dringt. Seufzen ist wie ein schwermütiges Stöhnen, ein sehnsüchtiges Klagen, ein Ausdruck traurigen Schmerzes. Seufzen – das ist wie eine Frage in Moll, wie eine aufgerissene Wunde, wie ein ängstlicher Appell. Wir seufzen über uns selbst, wenn wir erschöpft und in gewisser Hilflosigkeit feststellen, wir können nicht mehr. Wir seufzen über die Leiden der Kreatur, die Schreie der gequälten Tiere und das Absterben einer ausgebeuteten Natur. Wir seufzen über die Vergänglichkeit allen Lebens, die Endgültigkeit des Todes und über die Trauer, die in uns ist.

Wo ein Mensch seufzt aber geschieht noch mehr: der Schmerz wird laut und wartet auf ein Echo. Darin klingt auch die Sehnsucht, es möge ein Ende nehmen mit meinem Schmerz, darin schlummert ein Hoffen auf Überwindung und Erlösung. Wer seufzt, der bleibt nicht stumm bei sich selbst, sondern tritt ein in einen Raum, der viele Stimmen vereint, ein Raum, der Resonanzen hervorruft – wer seufzt, ist Teil der ganzen Schöpfung. Denn nicht nur wir stöhnen unter den Schmerzen dieses Lebens, sondern mit uns die ganze Kreatur.

Wer hört unser Seufzen, woher kommt uns Antwort, woher erwarten wir Hilfe? Niemand hat das kraftvoller zum Ausdruck gebracht als der Apostel Paulus in seinem Brief an die Römer im 8. Kapitel. Hören sie die Epistel für den heutigen vorletzten Sonntag des Kirchenjahres:

Römer 8, 18-23

Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll.

Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbart werden.

Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit - ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat -, doch auf Hoffnung;

denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet.

Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes.

Paulus ist überzeugt, dass die Leiden dieser Zeit nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll! Er vergleicht die gegenwärtige Zeit mit der zukünftigen Zeit, der göttlichen Ewigkeit. Dieser Vergleich macht deutlich – die Not, die uns jetzt umgibt, wiegt nichts im Vergleich zu der Herrlichkeit des Lebens, das uns bei Gott verheißen ist. Wenn man beides auf eine Wa-

ge legen würde, so bliebe die Schale der Seufzer in der Luft während die Schale gefüllt mit der himmlischen Herrlichkeit sich nach unten senken würde. Das Maß des Leidens, das Gott uns zuteilt, und das Maß der verheißenen Herrlichkeit sind von unterschiedlichem Gewicht, die Freude und die Fülle bei Gott wiegen das Leid und die Leere nicht nur auf, mehr noch, sie sind umfassender, gewichtiger, wunderbar, herrlich.

Damit will Paulus nicht ins Jenseits flüchten oder uns auf dasselbe vertrösten, sondern er will das Diesseits in das jenseitige Licht rücken, nämlich in das Licht der Verheißung Gottes. Wenn wir unter Gewalt und Schmerzen leiden oder ängstlich bei uns selbst verharren, verlieren wir diese himmlische Perspektive manchmal aus dem Blick: Ich seufze zurzeit viel, weil ich mich damit abfinden muss, dass zwei meiner Kinder nun erwachsen geworden und ausgezogen sind. Zuweilen bin ich ganz traurig. Wenn ich jedoch mit meinen Gedanken ganz bei mir bliebe und voller Selbstmitleid nur um mich kreisen würde, dann würde ich wahrscheinlich verrückt werden. Wenn ich mich aber in den weiteren Horizont der Schöpfung Gottes stelle, dann sehe ich mit Dankbarkeit, wie meine Töchter sich unter seinem Schutz entwickelt haben und nun ihren eigenen Weg gehen. Mein Schmerz des Abschieds wiegt nichts im Vergleich zu der Zukunft, die ihnen offen steht.

Das ist die grundlegende Überzeugung von Paulus: Die ganze Welt wartet gespannt auf ihre Zukunft, auf Erneuerung und Vollendung. Sie ist voller

Sehnsucht, weil sie unter ihrer Vergänglichkeit leidet. In der theologischen Literatur wurde heftig darüber gestritten, ob sich das ängstliche Harren der Kreatur nun nur auf die Menschen beziehe oder auf alles Geschaffene. Heute deutet man es in letzterem Sinne, denn alles, was ist, verdankt sich letztlich einer schöpferischen Kraft. Und so ist auch alles, was ist, der Vergänglichkeit unterworfen, schreibt Paulus, nicht durch eigenen Willen, sondern durch den Willen des Schöpfers. Das belebte und beseelte Leben auf Erden folgt dem Gesetz des Werdens und Vergehens, des Wachsens und Sterbens - in diesen Wochen können wir diesen Lauf der Zeit besonders eindrucksvoll beobachten, wenn die Blätter fallen und die Natur ihr buntes Kleid ablegt. Die Stimmung im November, die langen dunklen Tage, der Nebel und die aufsteigende Kälte symbolisieren die Endlichkeit des Lebens.

An diesem Sonntag denken wir in besonderer Weise an den Tod, der nicht auf natürliche sondern auf gewalttätige Weise das Leben beendet. Heute begehen Städte und Kommunen, Land und Bund den Volkstrauertag und gedenken der Opfer von Krieg und Terror, Faschismus und Diktatur. Wir denken an Menschen, die in den Kriegen gefallen sind oder heute darin ums Leben kommen, wir denken an die fürchterliche Gewalt, die Menschen einander antun im Terror des Fanatismus und menschlichen Größenwahns. Wir bitten Gott um Gnade und Versöhnung, damit das Morden ein Ende habe.

Ihre Predigtreihe zur Schöpfung endet an diesem vorletzten Sonntag des Kirchenjahres daher sehr treffend mit dem Titel „Gewalt gegen die Schöp-

fung“. Die Gewalt gegen die Schöpfung ist so allgegenwärtig wie das Seufzen von Mensch und Natur – sie geschieht im Namen von Kriegsherrn und Führern, aber auch im Namen von Forschung und Fortschritt, von Wissenschaft und Entwicklung. Wir züchten und töten Tiere allein zu Forschungszwecken, wir vernichten Ressourcen und treiben Raubbau an der Natur. Wir verschmutzen die Meere, vernichten die Pole und überlassen die flach gelegenen Landstriche der Ärmsten der Armen den Überschwemmungen der Meere. Wir zerstören die existentiellen Grundlagen unserer Kinder und Kindeskinde.

Liebe Gemeinde, ich könnte die Beschreibung noch sehr lang fortsetzen und eine Litanei anstimmen über all die Bereiche, in denen der Mensch schuldig wird an der Schöpfung Gottes, indem er sich ihrer bedient als besitze er sie zum eigenen Bedarf, wir sehen unsere Schuld und sind doch hilflos. Denn, selbst wenn ich umweltbewusst lebe (Müll trenne und Energie und Wasser spare), habe ich mit meinem westlichen Lebensstil doch Teil an den globalen Veränderungen unseres Klimas und Kosmos.

Vor diesem Hintergrund treffen uns die Worte des Paulus wirklich ins Mark: Die ganze Schöpfung seufzt und ängstigt sich – alles hat Teil an diesem Schmerz und an der bitteren Erkenntnis, dass wir so nicht weiter leben dürfen. Aber wir wissen zugleich, dass wir es aus eigener Kraft nicht schaffen, dass wir ohne Gottes Hilfe den Mut zur Umkehr nicht aufbringen, dass wir seine Nähe brauchen, um frei zu werden von den wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten der Ausbeutung der Natur, von den Fehl-

entwicklungen einer zerstörerischen Technik und von dem Drang, immer mehr haben und besitzen zu wollen von den Gütern und Schätzen dieser Erde, anstatt sie mit denen zu teilen, die keinen Zugang zu ihnen haben.

Was könnte uns helfen und zur Umkehr befähigen, was brauchen wir, um neu zu werden, wie werden wir frei von den Zwängen der Macht und des Besitzen-wollens?

Zuerst: Hören wir auf die Seufzer, verschließen wir unsere Ohren nicht, wenn Menschen oder Tiere in unserer Nähe weinen, wenn sie um Hilfe flehen und unser Verständnis brauchen. Wenden wir uns zu ihnen hin und stehen ihnen bei.

Und dann, wenden wir ihren und unseren Blick gen Himmel, wenden wir uns zu Gott, an den Ort, von welchem unsere Hilfe kommt. Stellen wir uns in den Horizont Gottes, erinnern an seine Verheißung, an die Zusage einer herrlichen Freiheit aller seiner Kinder. Alles, Mensch und Natur sollen eines Tages befreit werden von der Vergänglichkeit und Schuld. Alles wird neu werden in jener Zukunft, zu der wir berufen sind als Kinder Gottes: Da wird kein Leid mehr sein, noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, sondern Gott wird abwischen alle Tränen von unseren Augen und der Tod wird nicht mehr sein (Offb.). Dieses eschatologische Bild von Gottes himmlischem Frieden stammt zwar vom Seher Johannes, aber es bringt auf den Punkt, was Paulus hofft: Am Ende sind wir alle bei Gott, seine Kinder, Kinder der Offenbarung. Darauf sollen wir schauen, darauf vertrauen.

Und zum Schluss: Aus dieser Verbindung zwischen dem Hier und dem Dort, zwischen Erde und Himmel, Gegenwart und Zukunft, Zeit und Ewigkeit entsteht die Hoffnung, die uns die Kraft zum Leben gibt. Wenn wir aus dieser Hoffnung leben, dann verändert sich die Welt. Sie hat ein Ziel, sie geht nicht verloren. Wenn wir aus dieser Hoffnung leben, dann verändert sie auch uns. Wir haben ein Ziel und gehen nicht verloren. Das Leiden unter der Gewalt wird ein Ende haben bei Gott. Neben dem Tod tritt das neue Leben, das den Tod überwunden hat. Noch sind wir nicht am Ziel, aber im Übergang, in den Wehen, oder wie es so schön heißt: guter Hoffnung.
Amen.

Die Predigerinnen und Prediger

Jan Christensen

Pastor, Leiter der Kampagne „Kirche für Klima“

Dr. Hans-Christoph Goßmann

Pastor der Jerusalem-Gemeinde zu Hamburg

Martin Haasler

Pastor, Theologischer Referent beim Kirchlichen Entwicklungsdienst der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche

Christa Hunzinger

Pastorin, Europareferentin im Nordelbischen Zentrum für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst

Hanna Lehming

Pastorin, Beauftragte der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche für den christlich-jüdischen Dialog

Gothart Magaard

Bischöflicher Bevollmächtigter im Sprengel Schleswig und Holstein

Dr. Ulrike Murmann

Hauptpastorin an der Hauptkirche St. Katharinen und Pröpstin im Kirchenkreis Hamburg-Ost

Heiko Naß

Oberkirchenrat, Dezernent für Theologie und
Publizistik im Nordelbischen Kirchenamt

Dr. Thomas Schaack

Pastor, Umweltbeauftragter der Nordelbi-
schen Evangelisch-Lutherischen Kirche

PD Dr. Klaus Schäfer

Pastor, Direktor des Nordelbischen Zentrum
für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst

Oliver Stabenow

Pastor, Theologischer Referent im Kirchli-
chen Dienst in der Arbeitswelt

Jerusalem Impulse

herausgegeben von Hans-Christoph Goßmann

- Band 1: Hans-Christoph Goßmann, Das Vater-
unser – in Predigten ausgelegt, 2010,
85 S.
- Band 2: Günther Kießling, Der Begriff Holo-
caust – religiöse Bedeutung, politi-
scher Missbrauch, 2011, 43 S.
- Band 3: Hans-Christoph Goßmann, Das Apo-
stolische Glaubensbekenntnis – in
Predigten ausgelegt, 2011, 96 S.
- Band 4: Jan Christensen (Hrsg.), Schöpfung
predigen in Zeiten des Klimawandels.
Theologische Zeitansage im Klima-
wandel, 2012, 124 S.